

1,60 DM / Band 224
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12,-

BASTEI

NEU

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Belgien F 35 / Frankreich F 4,40 / Italien L 1100 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Schweden kr 5,- Lm. / Spanien P 80



Satan mit vier Armen

John Sinclair Nr. 224

von Jason Dark

erschienen am 19.10.1982

Titelbild von Michael Whelan

Sinclair Crew

Satan mit vier Armen

Seit drei Tagen schon schlief Stan Willard nur mit einem geladenen Revolver unter dem Kopfkissen, falls er überhaupt in diesen schwülen, feuchten Nächten ein Auge zutut, denn er fürchtete um sein Leben. Auch in dieser Nacht lag er wieder wach. Schwach nur drang der Mondschein durch das schmale Fenster und vergrößerte die dünnen Maschen des Moskitonetzes zu einem verwirrenden Muster, das sich deutlich von dem hellen Bettlaken abhob, unter dem sich die Umrisse eines männlichen Körpers abzeichneten.

Willard lag wach und lauschte.

Im Dschungel war die Nacht nie ruhig. Tausend Geräusche durchbrachen sie, die Tiere der Dunkelheit wurden wach und gingen auf Beutezug, während andere schliefen..

An die Geräusche hatte sich Willard gewöhnt. Sie waren natürlich, gehörten einfach dazu. Etwas anderes jedoch waren die Trommeln.

Und die schlugen seit drei Tagen.

Ein dumpfes, unheimliches Stakkato lag über dem tropischen Regenwald, meist monoton und gleichmäßig, hin und wieder aber von einem hämmernden Rhythmus unterbrochen, der eine gewisse Aggression andeutete, die Stan Willard auch genau verstand.

Dann kamen sie, dann hörte er ihre Schritte um das alte Haus schleichen, aber noch war die Zeit nicht reif, und es traute sich niemand, die Wohnung des Europäers zu betreten.

Willard war allerdings sicher, daß sich dies bald ändern würde. Sie hatten die drei Tage genutzt und sich genug in Stimmung gebracht, und sie würden kommen, sie mußten es einfach, denn morgen war der Tag seiner Abreise nach England.

Stan Willard lag auf dem Rücken. Er bewegte sich nicht, schaute nur durch das Moskitonetz und spürte den kalten Schweiß überall auf der Stirn. Unter der Decke drehte sich zwar ein batteriegetriebener müder Ventilator, doch Kühlung brachte er kaum. Seine drei Flügel verteilten die Luft nur, mehr war nicht drin.

Der 43jährige, hochgewachsene blonde Mann sehnte den nächsten Tag herbei, dann konnte er diesem verfluchten Land, das sich Sri Lanka nannte und früher Ceylon hieß, den Rücken kehren.

Noch trennten ihn fünf Stunden.

Eine normalerweise kurze, für ihn aber lange Zeit, denn die anderen mußten etwas unternehmen. Sie konnten es nicht zulassen, daß er ihnen das weggenommen hatte, was ihnen gehörte.

So wartete er.

Völlig auf sich allein gestellt, nur seinen 38er Smith & Wesson unter dem Kopfkissen und das geladene Gewehr neben dem Bett stehend. Solange die Trommeln noch schlugen, befand er sich in Sicherheit, hörten sie erst mal auf, konnte er sich kampfbereit machen.

Und Willard wollte kämpfen. Nicht umsonst hatte er monatelang gesucht und war endlich fündig geworden.

Er hatte das gefunden, wovon er sein Leben lang träumte.

Den vierarmigen Satan!

Er stand in seinem Zimmer. Wenn Stan den Kopf nach rechts drehte, konnte er ihn sehen. Es war eine Gestalt des Schreckens, und sie hatte tatsächlich vier Arme. Dabei sah sie aus wie ein Affe, wenigstens glich das Fell dem eines Affen. Es schimmerte. hellgrau und an der Brust etwas weiß. Und genau dort, wo die Achselhöhlen der normalen Arme

aufhörten, wuchsen die beiden zusätzlichen Arme aus dem Körper, und jeder Arm war jeweils mit drei Krallen versehen, die hart und gnadenlos zuschlagen konnten.

Auf den Schultern, die keinen Hals aufwiesen, saß ein schrecklicher Schädel. Er erinnerte an den eines Krokodils, mit einer langen, breiten Schnauze, einem gefährlichen Gebiß und hervorquellenden Kugelaugen, die sich etwas unterhalb der beiden aus dem Schädel sprießenden Hörner befanden.

Das war der Satan mit den vier Armen. Von den Eingeborenen hatte er einen anderen Namen bekommen.

Sie nannten ihn Sogg-Ra, den Affenteufel!

Wieder einmal holte Willard tief Luft. Das letzte Päckchen Lucky Strike lag neben ihm. Er riß die Hülle auf, entfernte einen Teil des Silberpapiers und klopfte ein Stäbchen hervor, das er sich zwischen seine Lippen schob. Als er das Feuerzeug anschnickte, stellte er fest, daß sich das Zittern seiner Hände auf die Flamme übertrug. Er war eben sehr nervös.

Die Zigaretten waren die einzigen Dinge, die ihn immer an die Zivilisation erinnerten, und er hatte sie sich so eingeteilt, daß er bis zum letzten Tag genau ausgekommen war.

Er sog den Rauch tief in die Lungen und ließ ihn durch die Nasenlöcher wieder ausströmen. Für einige Minuten vergaß er die Situation, in der er sich befand, und dachte an London.

In seinem Club würden sie Augen machen. Er hatte die Wette gewonnen. Niemand wollte glauben, daß es jemandem gelang, den Affenteufel zu holen. Er hatte es geschafft, und einige tausend Pfund waren ihm sicher. So hoch beliefen sich auch die Kosten der Expedition in den Dschungel von Sri Lanka.

Im Club sollte die Trophäe dann ausgestellt werden, auch wenn sich einige dagegen sträubten, aber sie waren von den übrigen Mitgliedern, der Mehrheit, überstimmt worden. Dann erst konnten sie feststellen, ob der Affenteufel tatsächlich magische Kräfte besaß, wie ihm nachgesagt wurde und wie man auch in den entsprechenden Büchern nachlesen konnte.

Der Aschenbecher stand auf seinem Bauch. Als Stan Willard die Zigarette ausdrückte, da stutzte er plötzlich. Etwas hatte sich verändert. Im ersten Augenblick wußte er nicht, was es war, schließlich fiel es ihm ein.

Er hörte den Klang der Trommeln nicht mehr!

Genau, das war es. Stille, regelrecht beängstigend, hatte sich über den Dschungel gelegt.

Seit drei Tagen mit nur wenigen Unterbrechungen zum erstenmal Ruhe.

Darauf hatte er lange gewartet, denn nun mußte es zur Entscheidung

kommen. Stan Willard hob seinen Kopf so weit an, daß er die Hand unter das Kissen schieben konnte. Seine Finger holten die Waffe hervor, glitten über das Metall, und Willard stellte fest, daß auch der Revolver feucht und klamm war, wie eigentlich alles, was man in dieser verdammten Hölle anfaßte.

Ein Brutherd für Krankheiten. Willard wunderte sich, daß es ihn nicht auch erwischt hatte. Mit einer Hand drückte er das Moskitonetz beiseite und richtete sich auf. Seine Bewegungen, mit denen er die Beine aus dem Bett schwang, wirkten müde und abgeschlafft. So kam er sich auch vor, ausgebrannt, denn die Wochen hier hatten ihn regelrecht fertiggemacht.

Willard schlief immer in seiner Khakikleidung, ein Zeichen, daß er Tag und Nacht auf dem Sprung war. Er brauchte nur noch in die Stiefel zu schlüpfen.

Das war schnell geschehen. Der nächste Griff galt dem Gewehr. Dann fuhr er sich mit allen fünf Fingern durch sein graublondes Haar und mit dem Handrücken über das schweißnasse Gesicht.

Er wartete...

Manchmal waren sie gekommen und hatten auf Geräusche nicht geachtet, vielleicht würde es heute anders sein. Deshalb nahm er sich den einzigen Stuhl im Zimmer und stellte ihn so, daß er die Tür als auch das Fenster beobachten konnte.

Das Gewehr lag auf seinen Knien. Die Mündung starrte zum Fenster hin, während er den schweren Revolver in der rechten Hand hielt.

So blieb er sitzen und lauschte den Geräuschen der Nacht, die ihm inzwischen so vertraut geworden waren.

Abermals erklang die Trommel. Sie wurde hart und schnell geschlagen, ein Zeichen, daß es den anderen nun ums Ganze ging.

Und sie waren schon da.

Obwohl Stan Willard sich sehr konzentriert hatte und auch aufmerksam gewesen war, wurde er von ihrem Auftauchen überrascht. Die Tür, die man nicht abschließen konnte, flog so heftig auf, daß sie mit der Klinke gegen die Wand dahinter krachte und wieder zurückgeworfen wurde.

Ein Fuß stoppte sie.

Der Fuß gehörte dem Anführer der Horde, einem bulligen Mediziner, der seine ›Arbeitskleidung‹ angelegt hatte. Auf dem Kopf trug er einen bunten Federschmuck, das Gesicht war mit grellen Farben bemalt, die sich auf dem Hüfttuch wiederholten.

Ängstlichen Gemütern konnte er schon Angst einjagen, und er hielt in der rechten Hand seinen Zauberstab, ein schmales, bemaltes Rohr mit zwei langen Federn versehen. Die Eingeborenen sprachen diesem Stab eine große magische Kraft zu. Was daran stimmte, wußte Willard nicht. Es interessierte ihn auch nicht besonders.

Ein viel größeres Augenmerk richtete er auf die beiden Gestalten, die den Medizinmann begleiteten und schreckliche Affenmasken über ihre Gesichter gezogen hatten.

Es waren die Leibwächter des Medizinmannes und die Vortänzer des Dorfes.

Dicht hinter der Schwelle blieben die Besucher nebeneinander stehen, und Willard dachte daran, daß er alle drei mit schnellen Schüssen erledigen konnte, wenn es hart auf hart kam.

»Was wollt ihr?« fragte er, obwohl er es genau wußte.

»Sogg-Ra«, erklang es dumpf aus dem Mund des Medizinmannes, der nur gebrochen Englisch sprach.

Willard schüttelte den Kopf. »Er gehört mir.«

»Nein, du gestohlen.«

»Ich habe ihn euch abgekauft«, erwiderte der Engländer, wobei er Daumen und Zeigefinger gegeneinander rieb. »Sogar für Geld.«

»Du kannst es wiederhaben.«

Da lachte Willard auf und schüttelte den Kopf. »Ist nicht drin, Meister, Geschäft ist Geschäft. Verschwindet jetzt, der Affenteufel gehört mir.«

»Nein!«

Die Antwort klang verdammt endgültig, und Willard hob seinen Arm mit dem Revolver. Er zielte auf den Medizinmann und hielt dabei genau zwischen die Augen. Als ehemaliger Soldat hatte er es gelernt, ein Ziel zu treffen.

»Reicht das als Antwort?« fragte er.

Der Medizinmann sagte nichts, er blieb zwar auf dem Fleck stehen, aber er bewegte sich unruhig.

Irgend etwas war mit ihm, das wußte auch Willard. Dieser Kerl schien was in der Hinterhand zu haben, und als er den Kopf nach rechts drehte, da wußte Willard Bescheid.

Das Fenster!

Diese Hundesöhne wollten ihn reinlegen, aber da hatten sie sich getäuscht. Willard bewahrte die Nerven. Erst als sich der Mund des Medizinmannes öffnete, drehte er sich auf seinem Stuhl nach rechts, sah das bemalte Gesicht am Fenster und auch das schmale Blasrohr, dessen Öffnung in den Raum hineinwies.

Willard wußte, daß die Eingeborenen wahre Meister im Umgang mit dem Blasrohr und den giftigen Pfeilen waren. Die schossen einer Schmeißfliege das Auge aus, deshalb mußte er schneller sein. Stan Willard schoß zweimal.

Die Schüsse krachten in dem engen Zimmer überlaut. Er hatte sehr gut gezielt. Nicht ein Schrei war zu vernehmen, als die Kugeln ins Ziel trafen. Plötzlich war das Gesicht am Fenster verschwunden, nur ein paar Blutspritzer klebten dort als ein schauriges Andenken.

Sofort nach den Schüssen schwang Willard seinen Arm wieder herum und richtete die Waffenmündung auf die drei vor der Tür stehenden Männer.

Die konnten es kaum fassen, daß Willard so schnell gewesen war. Sie standen da wie festgeleimt.

Der Engländer lachte kalt. »Ihr habt mich reinlegen wollen, ihr dummen Kanaken.« Er nannte in seiner widerlichen Überheblichkeit alle Eingeborenen so. »Aber das ist euch nicht gelungen, da müßt ihr früher aufstehen, ihr Reisfresser. Los, haut ab!«

Die Sätze waren scharf hervorgestoßen worden und verfehlten ihre Wirkung nicht. Die Männer drehten sich um, doch alle wollte Willard nicht entkommen lassen.

»Du, Medizinmann, bleibst bei mir. Als Beschützer oder Geisel, mein Freund!«

Der Medizinmann hörte die Worte wohl, doch ihm fehlte der Glaube. Er wollte es einfach nicht wahrhaben. Erst als Willard eine Kugel dicht neben seinem Kopf in die Wand jagte, da begriff er, daß es dem Weißen Ernst war.

Mit zitternden Beinen kam er zurück, während seine beiden Begleiter flohen und er selbst fast die Petroleumlampe umgestoßen hätte, die auf einem kleinen, kniehohen Tisch stand.

»Setz dich auf den Boden!« verlangte Willard.

Der Eingeborene gehorchte, und der Engländer entspannte sich ein wenig. Das war soeben noch einmal gutgegangen. Er hatte es sich schlimmer vorgestellt. Allerdings fragte er sich, ob das wirklich schon alles gewesen war und die Nacht nicht noch mehr Überraschungen für ihn parat hielt.

Stan Willard stand auf. Das Gewehr nahm er mit, als er zum Bett ging und sich auf der Kante niederließ. Er wußte zwar jetzt das Fenster schräg in seinem Rücken, aber er saß auch so ziemlich im toten Winkel, so daß sich ein Schütze schon verrenken mußte, um ihm das Lebenslicht auszublase.

Von draußen vernahm er den Lärm. Zahlreiche Stimmen schnatterten durcheinander. Wahrscheinlich trugen sie jetzt den Toten weg.

Zitternd stand der Medizinmann im Raum. Willard mußte grinsen, denn ihm fiel auf, daß der Kerl einen viel zu dicken Bauch hatte. Er wußte auch, daß der Mann heimlich billigen Brandy und Whisky soff und so manche Nacht volltrunken in seiner Hütte lag.

»Zigarette?« fragte er.

Der Medizinmann schaute mißtrauisch auf die Hand, die sich ihm da entgegenstreckte und aus der die Schachtel ragte. Er wußte nicht, wie er sich verhalten sollte.

Willard grinste, zündete zwei Stäbchen an und warf eines dem Medizinmann zu. Der ließ es zu Boden fallen, hob es dann auf und

paßte gierig.

Der Engländer ließ ihn drei Züge machen, dann fragte er mit bedauernd klingender Stimme: »Warum habt ihr euch nur so dumm benommen, ihr Idioten?«

»Sogg-Ra.«

Willard winkte ab. »Ich weiß ja, daß ihr ihn haben wollt. Dann hättet ihr ihn mir erst nicht zu verkaufen brauchen.«

»Wir müssen ihn töten.«

Stan grinste schief. »Wirklich? Das finde ich aber gar nicht gut, mein Dickerchen. Weshalb so plötzlich?«

»Er muß in den Sumpf.«

»Und wieso?«

»Die Zeit des Affen ist da. Du hättest nicht warten sollen, jetzt ist es zu spät.«

»Werde mal deutlicher!« verlangte der Engländer Und nahm einen Zug aus seiner Zigarette.

»Die Jahre sind um. Er wird sich Opfer holen. Menschenopfer. Wir wissen das.«

Willard knetete seine Nase und schaute auf den seltsamen Dämon mit dem großen Maul. »An dir wird er sich wohl den Magen verderben, Dickerchen.«

»Er ist gefährlich!« wisperte der Mediziner. »Wir wissen es. Bring ihn weg, schnell...«

»Nein, ich will meine Wette gewinnen. Ich schaffe ihn nach England.«

»Dann werden alle sterben! «

Willard lachte nur und ließ sich auf das Bett fallen, während der Mediziner den Affenteufel mit einem scheuen Blick bedachte. Das Abbild des vierarmigen Dämons lag im Halbschatten. Für einen Affen war er ziemlich groß, denn er besaß in der Tat die Größe eines Menschen. Auch die Haut fühlte sich so echt an, ebenso die Zähne, die Augen und der Kopf. Es war schon sehr, sehr seltsam. Auch ging von ihm irgendwie eine böse Atmosphäre aus, das gestand sich selbst der ansonsten realistisch denkende und eiskalte Willard ein, der sein Geld mit dubiosen Geschäften verdiente und auch als Waffenlieferant tätig war. Er begann tatsächlich nachzudenken. Schließlich schalt er sich einen Narren, legte sich zurück aufs Bett und wollte eigentlich nur sein Kreuz durchdrücken, da überfiel ihn förmlich ein Anfall von Müdigkeit.

Er hatte plötzlich Mühe, seine Augen offenzuhalten, wollte den Kopf drehen, doch das schaffte er auch nicht. Eine unheimliche, nicht erklärbare Kraft hatte sich über den Raum gelegt und erfüllte ihn bis in den letzten Winkel.

Während der Mediziner davon nichts spürte, bekam Willard das

Fremde voll mit.

Er fühlte sich plötzlich leicht und unbeschwert. Seine Gedanken ließen sich nicht mehr festhalten, sie gingen auf die Reise, und auch die gesamte Atmosphäre um ihn herum veränderte sich.

Willard kam sich vor wie in einer tiefen Trance liegend, obwohl er noch alles mitbekam, was sich in seiner Nähe abspielte.

Er sah das Zimmer, die Wände, das Fenster, aber alles schien seltsam verdreht und verkehrt. Zudem war von dem schmutzigen Weiß nichts mehr zu sehen, seltsame Farben hatten sich auf die Wände gelegt. Pastellartige Töne, lange Schleifen, Schlieren, Kreise und Spiralen. Sie blieben auch nicht mehr auf den Wänden, sondern lösten sich, schwebten im Raum umher und bildeten ein verwirrendes Muster, mit dem sie den Medizinmann und den Affenteufel eindeckten.

Genau dort, wo Sogg-Ra stand, verdichteten sich die Farben, da konzentrierten sie sich. Und plötzlich erschienen aus dem bunten Wirrwarr zwei schlangengleiche Arme mit gefährlichen Krallen, die sich unaufhaltsam dem Medizinmann näherten, der seinen Mund weit aufriß, um zu schreien, aus dessen Kehle sich allerdings kein Laut löste.

Wie hypnotisiert starrte er auf die beiden gefährlichen Arme und vergaß dabei, daß es nicht die einzigen waren, sondern daß es noch andere gab.

Der Affenteufel hatte vier!

Und die restlichen zwei erschienen ebenfalls aus dem Wirrwarr der Farben, bewegten sich lautlos in Schienbeinhöhe über den Boden und griffen plötzlich zu.

Noch weiter riß der Medizinmann seinen Mund auf. Es schien, als würde ein Schrei auf seinen Lippen ersticken, denn er fühlte sich gepackt und angehoben.

Er wehrte sich nicht einmal, als er hineintauchte in das seltsame Farbenspiel. Er war verschwunden.

Auch Stan Willard bekam den Vorgang mit. Er reagierte jedoch ebensowenig wie der Medizinmann. Völlig apathisch lag er auf dem Bett. Der Revolver war ihm aus der Hand gerutscht. Jeder hätte ihn vom Boden aufheben können.

Aber es kam niemand. Das Haus, in dem alles passierte, war eine Tabu-Zone.

Die Zeit verging, die Farben verblaßten, traten völlig zurück, und der Raum sah wieder so normal aus, als wäre nichts geschehen.

Nur der Medizinmann blieb verschwunden...

Stan Willard erwachte urplötzlich. Er schlug die Augen auf und setzte sich ruckartig hin. Viel zu heftig, denn nach dem langen Liegen und

dem fast todesähnlichen Schlaf spielte sein Kreislauf verrückt. Die kleine Welt drehte sich vor seinen Augen. Er preßte seine Handballen gegen die Stirn, blieb auf dem Bett hocken und dachte nach.

Was war geschehen?

Verdammt, er war eingeschlafen. So plötzlich, wie es ihm noch nie passiert war. Das mußte an diesem verdammten Klima liegen und an den Umständen. Auch jetzt war er noch ziemlich down, und ihm fiel wieder der Traum ein, den er gehabt hatte.

Irgend etwas völlig Verrücktes, Unrealistisches hatte er geträumt. Eine irre, dumme Geschichte, in der Farben die Hauptrolle spielten und das Zimmer und natürlich der Affenteufel.

Letzterer ganz besonders.

Mit einer heftigen Bewegung drehte er sich, stieß gegen das aufgestellte Gewehr, das durch die Berührung polternd zu Boden fiel und liegenblieb.

Willard wollte es aufheben, als ihn der heiße Schreck durchfuhr. Neben dem Gewehr lag auch sein Revolver. Er mußte ihm während des Schlafes aus der Hand gerutscht sein.

Das hätte ins Auge gehen können. Wenn der Medizinmann dies gesehen hätte...

Seine Gedanken stockten. Der Bursche war überhaupt nicht mehr da. Er hatte sich still und heimlich verkrümelt und seine Chance, den verhaßten Fremden zu töten, nicht genutzt, Willard lachte auf. Besser so als anders. Er verstaute seinen Revolver wieder im Gürtel, schaute auf seine Uhr und stellte fest, daß es Zeit war, aufzubrechen.

Totenstill war es im Zimmer. Auch vom Dorf her hörte er keinen Lärm. Seltsam, sehr seltsam...

Ein kalter Schauer kroch über seinen Rücken, und so etwas wie Furcht packte den Mann. War da doch einiges schiefgelaufen?

Er schaute sich seine Trophäe an.

Sogg-Ra stand noch auf seinem Platz. Er hatte sich nicht verändert. Bis auf eine Kleinigkeit.

Aus seinem weit geöffneten Rachen schauten fünf gekrümmte Finger hervor.

Sie gehörten zur Hand des Medizinmannes...

Das war ein Schock!

Augenblicklich dachte der Engländer wieder an seinen Traum. Er hatte so etwas Ähnliches geträumt, aber das war keine Realität gewesen.

Wie ein gewaltiger Schwall kam der Schweißausbruch, und Willard konnte nicht anders, er mußte auf den Affenteufel schauen und dessen weit geöffnetes Maul.

Die Hand war verschwunden!

Es klatschte, als sich Stan Willard mit der flachen Hand gegen die Stirn hieb. »Bin ich denn volltrunken?« knurrte er, sprang vom Bett hoch und lief auf den Affenteufel zu.

Alles war normal. Er sah aus wie am letzten Abend, nichts hatte sich verändert, und er sah auch keine Spur mehr von der Hand, als er in das Maul blickte.

Wie ein Dieb in der Nacht, so schlich Stanley Willard um Sogg-Ra herum, wobei er nach Indizien für seinen ersten Eindruck nach dem Erwachen suchte. Sosehr er sich auch bemühte, er fand keine.

»Ein Glück, daß ich hier bald rauskomme«, murmelte er und schüttelte sich, »da wird man ja noch verrückt und dreht durch.« Er holte eine Zigarette aus der Packung, steckte sie an und lief rauchend nach draußen.

Vor seinen Augen lag ein menschenleeres Dorf. Die Bewohner hatten ihre Hütten verlassen, die sich um einen freien Platz gruppierten, auf dem sonst die großen Palaver abgehalten wurden. Nur drei Dorfköter schlichen mit eingezogenen Schwänzen über den Platz.

Hinter den Hütten begann der Dschungel. Es war noch ziemlich früh. Die Sonne hatte sich eben erst über den Horizont geschoben, doch sie knallte bereits mit ihren Strahlen auf den tropischen Regenwald, aus dem Nebelwolken in die Höhe stiegen und auch über den Dorfplatz trieben, wo sie sich schließlich verteilten.

Stan Willard spürte das Frösteln auf seiner Haut. Er traute sich nicht weiter von seiner Hütte weg, sondern verfolgte die aus dem Dorf und die in den Dschungel führende Piste nur mit seinen Blicken. Irgendwo dort hinten hatten sich die Bewohner verkrochen, und sie würden auch nicht eher zurückkehren, bis der Affenteufel nicht mehr existierte.

Willard hob die Schultern. Mit gemächlichen Schritten ging er einmal um sein Haus herum. Als er das Fenster erreichte, von wo aus auf ihn geschossen werden sollte, sah er das Blut.

Für einen Moment preßte er hart die Lippen zusammen, bevor er weiterging.

Dann blieb er abrupt stehen. Aus der Hütte, in der er übernachtet und gelebt hatte, war ein Geräusch gedrungen.

Ein feines, helles Lachen oder Kichern. Höhnisch, hämisch und wissend zugleich.

Willard zog den Kopf ein, als hätte jemand über seine Haare gestrichen. Er wollte die Hütte nicht betreten, aber er konnte durch das Fenster schauen.

Die Waffe hielt er schußbereit. Sie blieb immer in Kopfhöhe, als er durch die Öffnung peilte.

Der Affenteufel stand günstig. Willard schaute ihn an und hatte das

Gefühl, als würde sich dessen Maul bewegen. Auch die Arme waren nicht ruhig, sie zuckten, als hätten sie Stromstöße bekommen.

Stan Willard wollte es nicht glauben. Die Erinnerung war wieder da. Er hatte die Hand gesehen, die aus dem Maul des Affendämons ragte, deutlich erinnerte er sich daran. Für ihn war das kein Traum gewesen, nein, hier ging etwas vor, das man mit dem normalen Verstand nicht begreifen konnte.

»He, Stan!« Mit einem Schrei auf den Lippen zuckte Willard herum und hätte fast noch geschossen.

Der Mann, der ihn angesprochen hatte, sprang hastig zurück und streckte abwehrend seine Arme vor.

»Schießen Sie nicht auf Diplomaten«, rief er entsetzt, »lieber auf Pianisten.«

Willard hob die Schultern und ließ die Arme sinken. »Sorry, Amos, aber ich war so nervös...«

Amos Burke nickte. »Das habe ich bemerkt. Du hast uns nicht einmal kommen hören, obwohl das Dorf menschenleer ist.«

»Das habe ich in der Tat nicht.«

Burke deutete in die Runde. Nur auf dem Marktplatz hatten sich die Männer versammelt, die von dem Diplomaten mitgenommen worden waren. »Wo stecken die alle?«

»Sie sind verschwunden.«

»Haben sie vor dir Angst gehabt?«

Stan Willard schaute in das gerötete Gesicht seines Gegenübers. »So kann man es nennen«, erklärte er. »Sie sind geflohen, weil ich den Affenteufel in Besitz habe.«

»Du hast ihn tatsächlich gefunden?«

»Warum nicht? Es war doch einfach.«

»Wo ist er denn?«

Willard deutete auf den Hauseingang, und Burke, von der Botschaft, folgte ihm.

Dicht hinter der Tür blieben beide Männer stehen und schauten sich die Figur an!

Burke nickte anerkennend. »Sieht verdammt echt aus«, bemerkte er.

»Ist auch echt.«

»Wieso?«

Stan Willard verzog das Gesicht. »Dein Tip war goldrichtig. Das hier ist ein echter Dämon. Ich werde ihn mit nach England nehmen und den Leuten im Club das kalte Entsetzen lehren. Die werden sich noch wundern, mein Lieber.«

»Ich fahre ja auch nach England«, murmelte Burke und schaute seinen Bekannten dann fest an. »Hast du das im Ernst oder im Spaß gemeint?«

Willard grinste schmal. »Im Ernst, mein lieber Amos, denn Spaß kann

ich nicht vertragen, obwohl ich glaube, daß wir ihn noch kriegen werden«, fügte er nachdenklich und mit leiser Stimme hinzu...

Suko schob mir einen Zettel über den Schreibtisch. Es war ein Zollformular.

»Was soll ich damit?«

»Lesen.«

»Als Toilettenpapier ist es zu klein.«

»Das ist eine Bestätigung«, erklärte mir mein Partner.

Ich war an diesem Tag wirklich faul und hatte am frühen Nachmittag bereits keine Lust mehr, irgend etwas anzupacken, was mit Arbeit zu tun hatte.

Mein Partner merkte das und hatte Erbarmen. »Das ist eine Zollbestätigung, mein lieber John.«

»Aha, wenigstens etwas. Und wofür?«

»Für die Einfuhr eines Dämons!«

Mit dieser Antwort riß mich mein Partner tatsächlich vom Schreibtischstuhl hoch. Daß man zahlreiche Dinge, auch unnütze, einfuhrte, war mir nicht neu. Aber daß ein Dämon importiert wurde, schlug doch dem Faß den Boden aus. Wer hatte sich denn diesen Scherz erlaubt? Ich nahm das Formular an mich, las die ausgefüllten Vermerke und schüttelte den Kopf.

Suko hatte nicht gelogen. Da war doch tatsächlich ein Dämon importiert worden. Und zwar von einem Mann namens Stan Willard, der dem vornehmen INDUSTRY CLUB angehörte.

»Rosa Zeiten für Dämonen«, murmelte ich. »Jetzt kommen sie sogar noch offiziell ins Land und kriegen einen Stempel. Wenn das keine Großzügigkeit ist...«

»Die Frage ist nur, warum man uns gerade diesen komischen Zettel geschickt hat.«

»Vielleicht kennt man dich am Zoll und weiß von deinem Job«, vermutete Suko.

»Unsinn. Der Zettel muß irgendwie anders hergekommen sein. Ich werde Glenda fragen.«

»Die ist nicht da.«

»Wo steckt sie denn?«

»Sie wollte ein Eis essen. Da der Alte ebenso vor zehn Minuten nicht im Raum war wie du, habe ich es ihr erlaubt.« Der Chinese grinste und freute sich diebisch über mein dummes Gesicht, auf dem sich deutlich die Unlust abzeichnete.

Ich hatte mal wieder einen völlig lustlosen Tag erwischt. So drei- bis viermal im Jahr, da packte es mich, da hatte ich einfach keine Lust. Vielleicht lag es auch am Wetter. Es war urplötzlich wieder warm

geworden. Diese Umschwünge verkraftet nicht jeder. Zudem steckten mir die letzten Fälle noch in den Knochen, wo es verdammt hart gewesen war. Zuletzt noch in Deutschland, als wir die roten Vampire jagten und festgestellt hatten, daß Vampiro-del-mar Herr der roten Vampire gewesen war, wie Myxin damals Herr der schwarzen.

Ob es da unter Umständen einen Zusammenhang gab?

Ich wußte es nicht, dachte auch nicht näher darüber nach, sondern schaute mir die Zollbescheinigung an. Ich drehte sie so lange in der Hand herum, bis Glenda wiederauftauchte und ihren schwarzen Wuschelkopf durch den Bürotürspalt steckte.

»Hat's geschmeckt?« rief ich.

»Danke, sehr gut.«

»Man sieht's!«

»Wieso?«

»Deine Lippen sind noch klebrig.«

Glenda verschwand wieder und wollte wohl jetzt in ihren Taschenspiegel schauen.

Suko aber meinte breit grinsend: »Du hättest ihr einen Kuß geben können, dann wäre mit ihren Lippen alles klar gewesen.«

»Ich bin im Dienst.«

»Jetzt tust du, als ob Glenda und du noch nie...« Er schwieg, denn unsere Sekretärin kehrte zurück.

»Jetzt zufrieden, großer Meister?« fragte sie.

Ich schaute sie an. Appetitlich sah sie aus in ihrer gelben Leinenhose und dem blauen T-Shirt. Da kam ihre Figur so richtig zum Ausdruck, und die war spitze. Glenda hatte die Rundungen genau dort, wo die Männer es mochten. Ihr Haar hatte sie sich vor drei Tagen umfrisieren lassen. Sie trug jetzt eine Afrolook-Frisur. Sie stand ihr gut.

»Fast, meine Liebe«, erwiderte ich. »Bis auf diese Kleinigkeit.« Dabei hob ich die Hand mit der Zollbestätigung.

»Ach die«, sagte Glenda. »Ja, die habe ich dir auf den Schreibtisch gelegt. Oder vielmehr Suko.«

»Und was ist mit diesem Dämon-Import?«

»Darauf hat mich Bill Conolly aufmerksam gemacht. Er steckt irgendwie in der Sache drin.«

Da fiel es mir ein. Bill gehörte ebenfalls zu diesem komischen INDUSTRY CLUB. Getreu nach dem Motto: Kein Engländer ohne Club. Bis auf wenige Ausnahmen, und dazu gehörte ich.

»Was hat Bill gesagt?«

Glenda hob die Schultern. »Nichts weiter. Du möchtest ihn mal anrufen, dann würde er dir mehr darüber mitteilen.«

Ich schaute auf das Formular. Entweder war es ein Witz, oder es steckte was dahinter. Ich schüttelte meine Lethargie ab und griff zum Telefonhörer.

Bei den Conollys wurde auch abgehoben. Aber nicht von den beiden Erwachsenen, sondern von Johnny.

»Onkel John!« piepste mein Patenkind in den Hörer. »Onkel John. Wann kommst du denn mal?«

Ja, das war eine gute Frage. In der letzten Zeit hatte ich mich kaum bei den Freunden sehen lassen. Ich hatte einfach zuviel zu tun gehabt.

»Ich komme bestimmt, Johnny, glaube mir. Ich werde ganz be...«

»Keine leeren Versprechen!« vernahm ich eine andere Stimme. »Dir glaubt man bei uns nicht mehr.« Bill hatte seinem Sohn den Hörer aus der Hand genommen.

»Schämst du dich nicht, deinen Sohn gegen seinen Patenonkel aufzuhetzen?« fragte ich.

»Was heißt aufhetzen? Das stimmt doch - oder?«

»In gewisser Hinsicht schon. Aber ich habe ja dich, der mir hin und wieder eine Nachricht zukommen läßt. Auch wenn es nur ein Zollformular ist wie heute.«

»Ha, ha, der Fisch hat angebissen.«

»Also ist es keine Finte.«

»Nein, John, da hat tatsächlich ein Mitglied aus dem Club einen Dämon nach England geholt. Es ging da um eine Wette. Der Mann ist nach Sri Lanka gefahren und hat es tatsächlich geschafft, den Dämon aus dem Dschungel zu schaffen.«

»Was ist das denn für einer?«

»Er heißt Sogg-Ra. Man nennt ihn auch den Affenteufel.«

»Hast du ihn gesehen?«

»Nein, noch nicht.« Bill räusperte sich. »Das soll am Abend geschehen. Sheila und ich werden hinfahren. Wir können übrigens auch Gäste mitbringen.«

»Und du dachtest an mich.«

»Genau.«

»Wie heißt denn der Knabe, der den Dämon aus dem fernen Asien übergeholt hat?«

»Willard, Stan Willard.«

Ich überlegte einige Sekunden. »Müßte ich den Burschen kennen? Irgendwie habe ich das Gefühl, den Namen des Mannes nicht zum erstenmal zu hören.«

»Willard macht Geschäfte.«

Das war ein Stichwort. »Vielleicht auch Waffen?«

»Es ist nichts bewiesen«, erwiderte Bill. »Man munkelt nur so einiges. Aber lassen wir Willard mal aus dem Spiel. Kommst du, oder kommst du nicht?«

Normalerweise hätte ich sofort zugesagt, aber an diesem Tag hatte ich zu nichts Lust.

»Mal sehen.«

»Ich brauche eine klare Antwort.«

»Bis wann?«

»Wenn es geht, sofort.«

»Kann man auch jemanden mitbringen?« Dabei dachte ich an Glenda. Ich war ihr schließlich noch etwas schuldig.

»Ja, wenn Suko Lust hat.«

»Ihn meinte ich gerade nicht. Aber ich rufe dich gleich zurück.«

»Okay, laß dir nur nicht zuviel Zeit.«

Ich sprach mit Suko über die Sache. Er hatte wirklich keine Lust, sondern wollte sich an diesem Abend mit seiner Harley Davidson beschäftigen. Die Maschine mußte mal richtig gesäubert werden.

»Nimm ruhig deine Glenda mit.«

»Sie ist nicht meine Glenda«, erwiderte ich bissig, stand auf und ging ins Vorzimmer, wo Glenda auf ihrer Maschine herumhackte.

Innerhalb von zehn Sekunden war alles klar. Glenda hatte für den Abend nichts vor und wollte mich begleiten. Zudem interessierte sie auch der Club.

Ich rief den Reporter wieder an und sagte zu.

»Klasse, das wird ein Fest. Für Essen und Trinken ist gesorgt. Willard hat sich den Spaß was kosten lassen.«

»Wie fahren wir?«

»Wenn wir vier Personen sind, können wir den Bentley nehmen, da ist meine Flunder zu klein.«

»Einverstanden.«

Wir verabredeten noch, daß Bill bei mir vorbeikommen sollte. Er konnte den Porsche dann in der Tiefgarage abstellen.

Suko grinste mich an.

»Was hast du?« fragte ich bissig.

»Einen Affenteufel habe ich auch noch nicht gesehen. Paß nur auf, John!«

»Wieso und wovor soll ich aufpassen?«

Sukos Grinsen wurde noch breiter. »Daß du nicht vom Affen gebissen wirst. So etwas endet meist hinter verschlossenen Türen...«

Pete Dryer war zwar ein Mann, er wurde aber trotzdem als Mädchen für alles bezeichnet. Das machte ihm nichts aus, denn als Hausmeister beim INDUSTRY CLUB hatte er einen krisenfesten Job. Die Clubs existierten in England sowohl in den guten als auch in den schlechten Zeiten, und Dryer gehörte ihm bereits seit über zwölf Jahren an. Wenn es irgendwelche technischen Probleme gab, dann war Dryer zur Stelle und löste sie.

Man konnte den grauhaarigen Mann mit der Nickelbrille und dem Spitzbart als kleines technisches Genie bezeichnen. Der brachte es

fertig und bastelte einen Computer in eine Waschmaschine um.

Dryer kannte jeden im Club. Und er wußte auch von den Marotten der einzelnen Mitglieder.

Aber was er an diesem Tag für eine Aufgabe zu erledigen hatte, das war ihm noch nie vorgekommen. Da hatte doch tatsächlich jemand einen Dämon aus Asien mitgebracht. Dryer hatte auch den Namen gehört. Affenteufel nannte er sich.

So ein Unsinn ...

Aber Stan Willard nahm die Sache ungemein ernst. Vor zwei Tagen hatte er sich mit Dryer zusammengesetzt und die Pläne für den technischen Aufwand mit ihm durchgesprochen, denn Willard wollte es sehr feierlich und aufregend machen.

Da spielte die Beleuchtung eine große Rolle. Dryer hatte dem Industriellen Vorschläge gemacht, wie man durch Licht die richtige Atmosphäre zaubern konnte, und der Auftraggeber war davon so begeistert gewesen, daß er Dryer eine 50-Pfund-Note in die Hand drückte.

Das war ein sehr nobles Trinkgeld.

Mit Feuereifer machte sich der Hausmeister an die Arbeit. Die nötigen Geräte waren schnell gekauft - alles ging auf Willards Rechnung und zusammen mit einem Bekannten sorgte Dryer für die nötige Installation. In einem Tag hatten sie alles fertig. Am Abend waren sie ziemlich geschafft, doch bis zum großen Fest waren es noch 24 Stunden. Dryer hatte genügend Zeit, noch in den Nachmittagsstunden alles genau zu überprüfen.

Er schlief in der Nacht zuvor besonders gut im Bett seiner Jungesellenbude und kam erst gegen Mittag in den Club, um die Anlagen einer letzten Inspektion zu unterziehen.

Der komische Dämon stand bereits im großen Clubraum, dessen Tür abgeschlossen war. Allerdings besaß der Hausmeister einen Schlüssel.

Bevor er in die Kellerräume ging, schaute er noch dort hinein, wo sich der Dämon befand.

Da Vorhänge die Fenster bedeckten, fiel nur wenig Licht in den Raum. Zudem hatte es Willard sehr spannend gemacht und die Figur, oder was immer es auch sein mochte, mit einem schwarzen Tuch verhängt.

Dryer schüttelte sich. Irgend etwas störte ihn plötzlich. Es war so ein Gefühl, das er sich nicht genauer erklären konnte, aber es ging von dieser seltsamen Statue aus, das stand für ihn fest.

Vielleicht auch nur Einbildung, sagte er sich, hob die Schultern und verließ seinen Platz, um in den Keller zu gehen. Dort gab es genügend Räume, die inspiziert werden mußten.

Er überprüfte die Heizungsanlage und auch den großen Sicherungskasten. Durch das Anlegen der Zusatzleitung wurden die

Sicherungen strapaziert, und der Hausmeister wollte nicht, daß sie ihm durchschlugen. Er überprüfte die Stärke und war zufrieden.

Im Keller lagerten auch die Getränke. Alte Weine aus besten Lagen, hinzu kamen der edle Champagner und auch die allerbesten Whiskysorten.

Alles lag an Ort und Stelle. Wenn am späten Nachmittag das Personal eintraf, würde es gefüllte Regale vorfinden.

Im Moment herrschte noch Ruhe im Club. Er war in einem altehrwürdigen Haus in Mayfair untergebracht, das einem reichen Clubmitglied gehörte. Eigentlich trafen sich nur immer Männer hier, aber am heutigen Abend waren auch Damen zugelassen. Stan Willard hatte darauf bestanden. So etwas kam sehr selten vor. Es war ihm nur genehmigt worden, weil er die extravagante Wette gewonnen hatte.

Pete Dryer stiefelte wieder die Treppen hoch. Er dachte dabei an das fürstliche Trinkgeld, das er bekommen hatte. Wenn die anderen am Abend feierten, dann wollte er in sein Stamm-Pub gehen und ebenfalls einen draufmachen, wobei es in der Kneipe sicherlich lustiger als in dem vornehmen Club zuing. So ein Clubleben war nichts für ihn. Wahrscheinlich mußte man auch in den entsprechenden Kreisen geboren sein, um es gut zu finden.

Wieder oben angekommen, wandte er sich nach rechts. Seine Schritte wurden schon bald von dem dicken Teppich verschluckt, mit dem der Gang ausgelegt war.

Durch die große Doppeltür gelangte er in die Bar, wo die schweren grünen Ledersessel standen und eine Tür zu dem Raum führte, in dem der seltsame Dämon stand.

Affenteufel wurde er genannt.

Ein sehr außergewöhnlicher Name, wie Dryer fand. So etwas hatte er noch nie im Leben gehört, aber wer wurde schon aus den Gebräuchen und Sitten ferner Kulturen schlau? Er jedenfalls nicht.

Pete holte den Schlüssel aus der rechten Kitteltasche und schloß die Mahagonitür auf, damit er den Raum betreten konnte, wo der Dämon stand. Er wollte noch einmal die Beleuchtung überprüfen und wandte sich nach links, wo er einen Zusatzschalter angebracht hatte, von dem aus die Lichtanlage zu steuern war.

Auf das kleine Podest, wo der Dämon stehen sollte, achtete er nicht. Sein Weg führte ihn direkt zum Schalter, den er mit einem Griff umlegte.

Sofort flammte das Licht auf.

Es waren scharf gebündelte Strahlen, allerdings gedämpft und mit farbigen Filtern versehen. Sie stießen von allen Seiten auf ein bestimmtes Ziel zu — das Podest.

Pete Dryer drehte sich um, schaute auf den Mittelpunkt, wo sich die Strahlen sammelten, und seine Augen weiteten sich vor Staunen und

auch vor Schreck.

Das Podest war leer!

Eine Weile tat der Hausmeister überhaupt nichts. Er stand nur da und staunte mit offenem Mund.

»Das gibt es doch nicht!« flüsterte er. »Das ist unmöglich ... Nicht zu fassen...«

Er schüttelte den Kopf, hob dabei die Schultern, als würde er frösteln, und ging langsam auf das Podest zu.

Leer war es nicht. Dort lag das Tuch, das bis vor kurzem noch die seltsame Trophäe eingehüllt hatte.

Und jetzt war der Dämon verschwunden.

Als Pete Dryer das Podest erreichte, hob er das Tuch hoch. Vielleicht lag da der Affenteufel, aber er sah nur das dunkel angestrichene und leere Holzgestell.

Ansonsten war nichts vorhanden.

Dryer stöhnte auf. Dabei schüttelte er den Kopf. So etwas hätte er sich nie träumen lassen. Das war ein Ding der Unmöglichkeit. Da wurde man ja direkt verrückt und konnte an Gespenster glauben. Das wiederum wollte Pete Dryer nicht. Deshalb drehte er sich um und ging wieder zur Tür. Für ihn gab es nur eine Möglichkeit. Jemand hatte den Affenteufel klammheimlich gestohlen.

Nur - wer sollte das getan haben?

Eine sehr berechtigte Frage, denn Dryer hatte sich in der letzten halben Stunde im Haus aufgehalten und keinen Dieb gesehen. Dabei hätte er einen Eindringling bemerken müssen. Zudem war der menschengroße Dämon nicht leicht zu transportieren.

In Luft konnte er sich auch nicht aufgelöst haben. Blieb also nur der Einbrecher und Dieb.

Pete bekam zittrige Knie, als er daran dachte, daß er nun Stan Willard anrufen mußte. Er kannte Willard zwar nicht sehr genau, aber er wußte von seinem Jähzorn.

Der Mann würde ihn fertigmachen.

Pete brach der Schweiß aus, seine Knie zitterten, er bekam regelrecht Angst.

Wie er Mr. Willard den Diebstahl beibringen sollte, das wußte er nicht. Die nötigen Worte würden ihm fehlen, da war er fest von überzeugt, und er spürte, daß sein Herzschlag sich verdoppelt hatte. Weich wurde ihm in den Knien. Er steuerte einen der Ledersessel in der Bar an und ließ sich hineinfallen.

In den zwölf Jahren war ihm noch nie so etwas passiert. Dabei hatte er geglaubt, einen krisenfesten Job zu haben, doch nachdem diese Panne passiert war, würden sie ihn feuern.

Stan Willard besaß Einfluß im Club. Es kostete ihn nur ein Fingerschnicken, und Dryer war seinen Job los.

So sah es aus.

Die Rufnummern der Mitglieder kannte er zwar nicht auswendig, er wußte jedoch, wo sie aufgeführt waren. Hinter der Theke in der rechten Schublade lag eine Kladde mit den entsprechenden Informationen.

Pete Dryer stemmte sich wieder hoch. Er hatte sich noch nicht richtig hingestellt, als er das Geräusch vernahm.

Es war ein Schaben oder Atmen. Und es war innerhalb des Raumes aufgeklungen, in dem er sich befand.

Geduckt blieb Pete stehen.

Hier in der Bar waren zwar keine Vorhänge vor den Fenstern, aber die Scheiben bestanden aus dickem grünlichem Glas, waren innerhalb des Rahmens nur kleine Teilstücke, die ein Ganzes bildeten. Sie absorbierten einen Teil des Tageslichts, so daß der Raum nie in strahlender Helligkeit lag.

Pete Dryer bekam feuchte Hände. Seine Zungenspitze huschte nervös über die Lippen, über seinen Rücken kroch eine Gänsehaut, und er mußte sich erst die Kehle freiräuspern, bevor er fragen konnte: »Ist hier irgend jemand?«

Natürlich bekam er keine Antwort. Der Dieb, falls er sich tatsächlich im Raum aufhielt, würde sich hüten, etwas zu erwidern. Der wartete ab und lauerte.

Jetzt hätte Pete Dryer gern eine Waffe gehabt, aber er hatte es immer versäumt, sich eine Pistole zu besorgen. Nun machte er sich große Vorwürfe.

Bis jetzt hatte er das Geräusch nur einmal gehört, und er wollte schon an eine Täuschung glauben, als er es ein zweites Mal vernahm. Diesmal allerdings anders klingend.

Da war ein widerliches Schlürfen zu vernehmen, das in ein Hecheln überging und bei dem Hausmeister eine Gänsehaut erzeugte.

Also doch!

Dryer schielte zur Tür. Flucht! Sollte er weglaufen und alles im Stich lassen?

Er wußte es nicht, und er stellte fest, daß er doppelte Angst hatte. Erst einmal vor dem Unbekannten, das hier lauerte, und dann auch vor Stan Willard, dem er den Diebstahl seiner Trophäe irgendwie erklären mußte.

Wenn er jetzt nachschaute, konnte er vielleicht einen Erfolg erringen.

Innerlich zitterte er, als er an der äußeren Seite der Mahagoni-Theke entlangschlich, wobei er sich nicht traute darüberzuschauen. Er wollte erst hinter die Theke blicken, wenn er das Ende erreicht hatte.

Mit einem halben Schritt konnte er sie umrunden. Noch tiefer duckte er sich zusammen, ging den halben Schritt vor, schaute in den Gang zwischen rückwärtiger Bar und Theke, sah einen seltsamen Umriß und

spürte plötzlich die Berührung an seinem Bein.

Da hatte der andere ihn.

Es war ein eisenharter Griff, der Dryer so plötzlich erfaßt hielt, daß er unfähig war, sich zu bewegen. Als er etwas unternehmen wollte, da packte die nächste Hand zu. Sie erwischte ihn am linken Bein, und er spürte eine dritte und eine vierte Hand an den Schultern.

Im nächsten Augenblick wurde er wuchtig nach vorn gerissen. Er fiel hart auf den Boden. Abstützen konnte er sich nicht. Deshalb schlug er mit dem Gesicht auf, und aus seiner Nase rann sofort das Blut.

Pete Dryer stöhnte vor Schmerzen auf. Er merkte kaum, daß ihn die Hände losließen, einen Sekundenbruchteil später jedoch wieder an einer anderen Stelle seines Körpers waren.

Er fühlte sie überall. Sie wechselten blitzschnell, und eine Hand griff noch einmal zu, als sie über seine Brust kroch und sich seinem Hals näherte.

Plötzlich bekam der Mann keine Luft mehr. Pete Dryer wollte noch atmen. Nicht einmal ein Röcheln drang über seine Lippen. Der eisenharte Griff hatte ihm die Luftzufuhr abgeschnürt. Wenn der andere ihn weiterhin so festhielt, dann würde er ersticken.

Sogg-Ra, der Affendämon, stieß hechelnde Laute aus. Dazwischen knirschte er auch mit seinem Gebiß.

Dryer hörte das Geräusch. Es gelang ihm, den Kopf zu drehen. Zum erstenmal sah er das Gesicht oder vielmehr die unheimliche Schnauze seines Gegners.

Es war grauenhaft...

Wie das Maul eines Krokodils kam ihm die Schnauze vor, vielleicht sogar noch größer, als der Affenteufel sie jetzt aufriß und den entsetzten Pete Dryer in einen mörderischen Rachen schauen ließ.

Es war das letzte, was der Hausmeister in seinem Leben wahrnahm. Er wurde noch einmal hochgerissen. Das Maul öffnete sich bis zum Anschlag, und im nächsten Augenblick schoben die drei anderen Klauen den Menschen Pete Dryer weiter auf die Öffnung zu, wo er mit dem Kopf zuerst verschwand.

Dann ging alles blitzschnell. Die Hände arbeiteten wie Roboter. Sie stießen und drückten, so daß der Körper des Hausmeisters immer mehr verschwand.

Niemand war Zeuge dieses grausamen Vorfalles, und keiner hörte die schrecklichen Laute...

Ich wußte, was ich bei so einem Besuch im Club mir selbst und den anderen schuldig war, denn blamieren wollte ich mich nicht. Also stieg ich in meinen dunkelblauen Anzug mit feinen Nadelstreifen, ein frisches Hemd hatte ich sowieso übergestreift und band die dezente

schmale Krawatte. Richtig wohl fühlte ich mich nicht. Vor allen Dingen bei der abendlichen Wärme wollte ich nicht gern mit so einem Anzug herumlaufen, und deshalb öffnete ich den obersten Hemdknopf, um mir ein wenig Erleichterung zu verschaffen.

Ich war kaum in die Jacke gestiegen, als es schellte. Die Conollys waren pünktlich.

Durch die Sprechanlage hörte ich Bills Stimme. »Sollen wir noch raufkommen?«

»Nein, nicht nötig. Außerdem bekäme Sheila einen Anfall, wenn sie sähe, wie es bei mir aussieht.«

»Du solltest heiraten, mein Junge.«

»Ja, aber in meinem zweiten Leben.«

Etwas hatte ich noch vergessen. Es war die Beretta. Ich hatte mir angewöhnt, nie mehr ohne sie irgendwohin zu fahren, denn die Vergangenheit hatte mich gelehrt, mehr als vorsichtig zu sein. Ich war früher waffenlos zu Feiern oder Festen gegangen und hatte böse Überraschungen erlebt.

Der Lift brachte mich schnell in die Tiefgarage. Dort wurde ich von den Conollys begrüßt.

Bill trug ein weißes Dinnerjackett und eine schwarze Hose. Die weinrote Fliege saß korrekt, aber dem verkniffenen Gesicht meines Freundes merkte ich an, daß er sich nicht wohl fühlte. Da hatte Sheila bei ihm mal wieder zugeschlagen.

Mich bedachte sie mit einem sehr kritischen Blick.

»Reizend siehst du aus, Mädchen«, sagte ich und drückte ihr zwei Küsse auf die Wangen.

»Und bei dir ist der oberste Hemdknopf nicht geschlossen«, bemerkte sie spitz, was Bill zu der Erwiderung veranlaßte: »Wo rohe Kräfte sinnlos walten, da kann kein Knopf die Hose halten!«

Sheila schaute ihn schräg an. »Machst du im Club auch solche Sprüche?«

»Ja. Warum fragst du?«

»Dann wundert es mich, daß sie dich noch nicht rausgeworfen haben, mein Lieber.«

»Die brauchen ja einen Pausenc clown«, sagte ich.

»Jetzt fällst du mir auch noch in den Rücken«, beschwerte sich Bill und kletterte in seinen Porsche, um ihn zur Seite zu lenken.

Ich machte die Lücke frei, danach stiegen die Conollys in den Bentley.

Sheila hatte sich ebenfalls sehr schick gemacht. Weiß war ja die Modefarbe des Sommers. Sie trug ein einfaches weißes Kleid, das in seiner Schlichtheit bestach. An der Taille wurde es von einem Goldgürtel umrahmt, der wie eine Sonne strahlte, wenn er vom Licht getroffen wurde.

Wie immer war sie dezent geschminkt, ihr Parfüm war leicht und roch irgendwie erfrischend.

Wir fuhren erst noch bei Glenda vorbei, holten sie ab, und ich konnte mir ein anerkennendes Nicken nicht verkneifen, als ich meine Sekretärin in ihrem Zweiteiler sah. Blauweiß war der Rock gestreift. Dazu trug sie ein knallrotes Sonnentop mit dünnen Trägern und eine leichte, kurze Jacke, in Farbe und Material gleich wie der Rock.

Auf einen BH hatte Glenda verzichtet. Unter dem Sonnentop malten sich die Formen ihres Busens ab. Nur gut, daß sie hinten eingestiegen war und neben Sheila saß. Sie hätte mich doch zu leicht ablenken können.

Bill sprach eine alte Wahrheit gelassen aus. »Weißt du, daß die Kurven, die neben dir sitzen, zumeist die gefährlichsten für einen Autofahrer sind?«

Worauf Sheila meinte: »Du willst doch nicht behaupten, Bill, daß du Kurven hast.«

»Doch, eckige«, gab ich zurück. »Er ist eben paradox.«

Wir flachsten ein wenig herum. Ich sah zu, daß wir auf die Regent Street kamen. Westlich dieser bekannten Straße liegt der Stadtteil Mayfair.

Wir überquerten noch die New Bond Street, erreichten über die Grosvenor Street das Roosevelt Memorial, fuhren daran vorbei und bogen nach links ab, wo es schon in Richtung Hyde Park ging.

Unser Ziel lag in der Deanery Street. Zwar nahe am Park, aber nicht so von dem sommerlichen Trubel erfaßt, der den Park um diese Zeit Tag und Nacht erfüllte.

Natürlich besaß der Club einen eigenen kleinen Parkplatz. Sogar ein uniformierter Wärter winkte uns ein, nachdem Bill seinen Clubausweis gezeigt hatte.

Ich steuerte den Bentley in die Lücke zwischen einem Rolls und einem flaschengrünen Jaguar.

Es stand auch noch ein Bentley da, aber ein neueres Modell, als meiner es war.

Um das Haus zu betreten, brauchten wir den Parkplatz nicht erst zu verlassen, sondern schritten durch eine Hintertür, über der ein schmaler Baldachin seinen Halbkreis warf.

Wieder empfing uns ein Livrierter. Mein Gott, war das vornehm. Auch die schon anwesenden Gäste sprachen nur gedämpft. In die Stimmen klang hin und wieder das Klingen von Gläsern, die gegeneinandergestoßen wurden.

Wir gingen in den großen Barraum, und Glenda hatte sich bei mir eingehängt. Manchmal drückte sie sich bewußt gegen mich. Ich spürte ihren Körper und mußte ein paarmal tief schlucken.

Plötzlich fragte sie: »Denkst du manchmal noch an Jane Collins?«

Die Frage war wie ein Nadelstich. Wenn ich verneint hätte, dann hätte ich gelogen. Ja, ich dachte oft an sie, denn der anderen Seite war es gelungen, sie mir wegzunehmen. In sie war der Geist des unheilvollen Rippers gefahren, und Wikka, die Oberhexe, hatte die Chance sofort erkannt. Es war ihr tatsächlich gelungen, die Detektivin Jane Collins auf ihre Seite zu ziehen. [1]

Wir hatten uns schon gegenübergestanden. Allerdings als Feinde. Und ich werde nie den haßerfüllten Ausdruck ihrer Augen vergessen, mit dem sie mich angeschaut hatte.

»Lassen wir das Thema!« flüsterte Glenda. »Und entschuldige bitte.«

»Du brauchst dich nicht zu entschuldigen«, erwiderte ich mit leiser Stimme. »Natürlich denke ich an sie, und vor allen Dingen an ihr Schicksal.«

»Wird Wikka sie jemals wieder freigeben, oder kannst du sie von dem Bann erlösen?«

Ich hob die Schultern. »Das ist die Frage. Meiner Ansicht nach stehen die Chancen schlecht.«

»Aber du gibst nicht auf!«

»Natürlich nicht.«

Glenda blieb stehen, so daß ich zwangsläufig auch nicht weiterging. »Und was ist mit Nadine Berger?« fragte sie.

Da hatte sie ebenfalls ein heißes Eisen angeschnitten. Nadine, die Filmschauspielerin, war in den tödlichen Kreislauf hineingeraten. Der Angriff eines gewaltigen Monstrums hatte ihrem Leben ein Ende bereitet, doch ihre Seele war in den Körper eines Wolfs übergegangen und existierte dort weiter.

Nadine war eine Wölfin. Sie lebte bei den Conollys und hielt ein waches Auge auf den kleinen Johnny.

»Ich weiß nicht, ob ich sie noch einmal befreien kann«, sagte ich leise. »Aber die Hoffnung habe ich trotzdem nicht aufgegeben.«

Bill stieß mich an. »He, John, du machst ein Gesicht, als müßtest du gleich wieder ins Büro. Komm mit, ich werde dich mit einigen Clubfreunden bekannt machen!«

Wir gingen zur Bar. Ältere Frauen warfen Glenda schiefe Blicke zu. Was meine Sekretärin hatte, versuchten sie, durch Schminke und andere kosmetische Zugaben zu erreichen.

Ich erfuhr einige Namen, sah Männer, die ich auch von Zeitungsfotos kannte, und entdeckte Größen aus der Stadtpolitik und der Wirtschaft. Adelige waren kaum vertreten, die hatten andere Clubs, denn sie gehörten wieder einer anderen Schicht an.

Dann kam Stan Willard, dem wir den Trubel verdanken konnten. Einen hellblauen Smoking trug er, hatte das blonde Haar gefönt und besaß genau die richtige Urlaubsbräune. Sein Lächeln zeigte das Strahlen des geborenen Siegers. Er war breitschultrig, hatte schmale

Hüften, und man konnte ihn als Bild von Mann bezeichnen. Allerdings befand er sich nicht in weiblicher Begleitung.

Wir standen mit den Conollys an der Bar. Die Frauen schlürften Champagner. Bill und ich nippten an unseren Whiskys.

Ich stieß Glenda an, und sie hob den Blick. »Wie gefällt er dir so als Mann?«

Glenda schaute für einen Moment rüber. Gleichzeitig guckte auch Stan Willard, und in seinen Augen blitzte plötzlich Interesse auf. Er drehte sich ein wenig, schaute sofort wieder weg, lenkte allerdings seine Schritte auf die Bar zu.

Glenda hob die Schultern. »Ich weiß nicht so recht«, sagte sie.

»Wieso?«

»Rein äußerlich ist er der Typ, bei dem Frauen zitterige Knie kriegen, aber davon soll man sich nicht täuschen lassen. Sein Lächeln ist eine Maske, denn die Augen reden eine völlig andere Sprache.«

Das hatte sie gut gesagt. Ich dachte ähnlich, hatte Glenda allerdings in ihrem Urteil nicht beeinflussen wollen. Natürlich wurde Willard begrüßt. Ich sah auch einige Frauen, die ihn verstohlen anhimmelten.

Sheila dagegen blieb ziemlich gelassen und schaute ziemlich skeptisch. Ich tippte ihr auf die Schulter, und sie drehte sich um.

»Kennst du ihn näher, Sheila?«

Sie schüttelte den Kopf. »Dreimal habe ich ihn höchstens gesehen. Ein arroganter, widerlicher Bursche. Du wirst es sicherlich noch merken, John.«

»Bin gespannt.«

Willard hatte uns fast erreicht. Sein Strahlemann-Lächeln vertiefte sich noch mehr, als er Sheila begrüßte und mit seinen Augen auf Glenda Perkins schielte. Dann tat er so, als würde er sie erst jetzt entdecken. Fast enthusiastisch rief er: »Ein neues Gesicht auf meinem kleinen Fest. Nein, das freut mich.«

»Och, das Gesicht habe ich schön über 20 Jahre«, konterte meine Sekretärin, und ich hätte vor Lachen fast den guten Whisky ausgespien.

Für den Bruchteil einer Sekunde verzerrten sich seine beiden Mundwinkel, dann hatte er sich entschlossen, die Antwort als einen Scherz aufzufassen, und erwiderte: »Klug, schön und schlagfertig. So etwas findet man selten. Darf ich mich vorstellen? Mein Name ist Stan Willard. Sie können mich Stan nennen.«

Auch Glenda nannte ihren Namen. Dann wurde ich von dem Mann begrüßt. Er tat es fast widerwillig, obwohl Bill bei der Vorstellung meinen Beruf nicht erwähnte.

»Auch ein neues Clubmitglied?«

»Nein, Stan, ein Gast von mir.«

»Aha. Welche Branche?«

Ach je, da fing er schon mit Geschäften an. Ich war gerade in Form und gab ihm die richtige Antwort. »Kühlschränke.«

Er wiegte den Kopf. »Nicht sehr zukunftssicher, die Konkurrenz ist zu stark. Exportieren Sie?«

»Natürlich.«

»Wo liegen Ihre Märkte?«

»Grönland und Antarktis«, erwiderte ich mit dem ernstesten Gesicht der Welt.

Das bekam er natürlich in die falsche Kehle. Fast hätte er Gift und Galle gespuckt. Da die anderen jedoch lachten, blieb ihm nichts anderes übrig, als es auch zu tun, Glenda stieß mich zweimal an. Ein Beweis, daß ihr meine Antwort sehr gefallen hatte.

Ich entschuldigte mich für einen Moment. Es war mir in der Bar zu heiß geworden, und ich wollte mich ein wenig frisch machen. Wo es zu den Waschräumen ging, erfuhr ich von einem Angestellten.

Ich betrat einen Flur und sah am Ende zwei Mahagonitüren. Eine für Männer und die andere für Frauen.

Eine steril wirkende Bläue nahm mich auf. Die Fliesen wirkten blaß. Sie waren hellweiß von der Grundfarbe her, nur die blauen, schlierenartigen Einschlüsse lockerten diese Kälte ein wenig auf.

Zur Toilette brauchte ich nicht, ich wollte mich nur ein wenig erfrischen. Da ich mich allein im Waschraum befand, konnte ich mein Jackett ruhig ausziehen. Niemand würde die Waffe in der Halfter erkennen. Das Wasser floß erst aus dem Kran, wenn man mit dem Fuß auf einen Kontaktknopf am Boden trat. Über dem Waschbecken nahm die große Spiegelfront die gesamte Wand ein. Ich schaute mehr in den Spiegel und konzentrierte mich zudem auf das Waschen der Hände, anstatt nach unten zu blicken. Das hätte ich lieber machen sollen. So wurde ich völlig überrascht als etwas gegen meine Knöchel stieß.

Ich trat einen Schritt zurück, schaute nach unten und glaubte, meinen Augen nicht trauen zu können.

Vor mir auf dem Boden lag eine abgeschlagene Hand.

Und sie bewegte sich!

Es war ein makabres Bild. Obwohl die Hand nicht mehr mit einem Arm verbunden war, lebte sie. Und sie wollte nach meinem Fuß fassen.

Blitzschnell reagierte ich und zog das Bein zur Seite. Die fünf Finger, bereits im Begriff, eine Klaue zu bilden, griffen ins Leere. Nägel schabten über die Fliesen, kratzten an den Rändern entlang, und zwei von ihnen brachen.

Als ich zurückgesprungen war, endete auch der Wasserstrahl, und ich konnte mich auf die Hand konzentrieren.

Der Waschraum war durch das Licht der Leuchtstofflampe unter der Decke strahlend hell. Zusätzlich befand sich noch über der Spiegelfront eine Lichtleiste, so daß ich jede Einzelheit dieser makabren Hand erkennen konnte.

Die Haut besaß einen bräunlichen Schimmer, der bewies, daß sie nicht von einer hellhäutigen Person stammen konnte. Sie war allerdings auch nicht alt wie die einer Mumie oder stockig, wie ich es von Zombies kannte, sondern völlig normal. Als die Finger sich wieder streckten, fielen mir auch die Fingernägel auf. Sie hatten keine runde Form, sondern waren länglich, fast oval. Deutlich stachen die hellen Halbmonde hervor. An der Trennstelle, wo die Hand mit dem Arm verbunden gewesen war, erkannte ich einen glatten Schnitt, als hätte sie jemand mit einem Messer kurz durchgehackt.

Eine schreckliche Szene, ein Bild zum Fürchten, für mich ein kalter, nackter Horror, der nicht nur dann auftrat, wenn man sich in irgendwelchen Burgen, Gräften oder finsternen Friedhöfen herumtrieb, sondern hier besonders deutlich wurde.

Ich mußte etwas tun, denn die Hand war darauf programmiert, mich anzugreifen.

Ich hatte schon einmal einen Fall erlebt, wo eine Hand eine Rolle gespielt hatte. Es war die Klaue von Destero, dem Dämonenhenker, gewesen. Allerdings hatte sie damals in der Luft geschwebt, und ihre Attacken hätten für Bill Conolly und mich leicht tödlich enden können. [2]

Hier befand sich die Hand auf dem Boden, wobei ich mich allerdings fragte, wie lange dies noch geschehen würde.

Ich trug die Beretta bei mir und natürlich das Kreuz. Die Pistole wollte ich nicht einsetzen, also mußte es mein Kreuz tun. Den Krawattenknoten riß ich weiter auf, öffnete auch die nächsten Hemdknöpfe und konnte das Kruzifix hervorziehen. Ich war gespannt, wie die Klaue auf eine Berührung reagierte.

Vorsichtig streifte ich die Kette über den Kopf und behielt das Kreuz locker in der Hand. Dabei bückte ich mich und näherte meine weißmagische Waffe der auf dem Boden liegenden Klaue, die sich noch immer nicht gedreht hatte, sondern mir nach wie vor ihren Rücken zeigte. Intervallweise ging ich in die Hocke. Dabei achtete ich darauf, immer so viel Abstand zu halten, daß ich auch ausweichen konnte, wenn mich die Hand angriff.

Und sie griff an.

Plötzlich wuchtete sie sich vom Boden hoch, warf sich auf mich zu und wollte mich packen.

Ich war schneller. Meinen Arm nahm ich zur Seite, stieß ihn sofort wieder vor, und als sie zupackte, hinderte ich sie nicht mehr daran, denn da griffen ihre Finger genau in das aus meiner Faust schauende

Kreuz.

Jetzt mußte es geschehen!

Es geschah aber nichts.

Das Kreuz zeigte überhaupt keine Wirkung. Die Hand hielt es umklammert, zerrte daran und versuchte, es mir aus der Faust zu reißen.

Zum erstenmal spürte ich die Kraft dieser Klaue. Ich bekam Angst, daß sie stärker sein würde als ich. Ich hielt aber dagegen, doch ihrem Druck konnte ich nicht standhalten.

Sie riß mich förmlich weiter.

So etwas hatte ich selten erlebt, und ein gewaltiger Kampf um das Kreuz entbrannte.

Ich nahm auch meine andere Hand zu Hilfe, hämmerte sie auf die Klaue und wollte, daß sie das Kreuz losließ.

Sie tat es nicht.

Immer wieder schleuderte die Hand nach oben oder unten, versuchte sich aus meinem Griff zu winden, doch ich hatte jetzt mit beiden Händen zugepackt und dachte nicht im Traum daran, loszulassen.

Ihre Kräfte waren enorm. Schon bald erfüllte mein Keuchen den Waschraum. Die Klaue machte mir unheimlich zu schaffen. Sie schleuderte mich hin und her, von einer Seite zur anderen. Ich stolperte, krachte gegen die Wand, wurde wieder nach vorn gezogen und geriet in die Nähe der Waschbecken, wogegen ich auch mit der Hüfte stieß.

Konnte ich diese verdammte Hand überhaupt besiegen?

Einmal streckte ich beide Arme aus, hob die Klaue hoch und rannte mit ihr zwischen den Fingern auf die Wand zu, wo ich sie hart gegenhieb.

Eine normale menschliche Hand hätte das nicht überstanden. Sämtliche Finger wären ihr gebrochen worden, aber das große Wunder geschah. Ich spürte den Aufprall ebenfalls... und bekam mein Kreuz zurück.

Plötzlich hielt ich es wieder fest, weil sich die Finger der Klaue gelöst hatten.

Vor Erleichterung stöhnte ich auf und ging erschöpft in die Knie. Damit hatte ich nicht gerechnet.

Eine längere Pause wollte ich mir nicht gönnen. Außerdem wußte ich nicht, ob ich die Klaue tatsächlich besiegt hatte. Mein Kreuz steckte ich sicherheitshalber in die Tasche.

Die Hand kroch über den Boden. Ihre Finger bewegten sich schnell und glitten auf den Ausgang des Waschrums zu, dessen Tür in diesem Moment aufgestoßen wurde.

Eine Gestalt stand auf der Schwelle.

War ich vorhin schon überrascht worden, so bekam ich jetzt die

zweite Überraschung geliefert. Der Mann auf der Türschwelle paßte nicht nach Europa, sondern in einen anderen, fernen Erdteil. Er trug die Kleidung eines Medizinsmannes, und er hatte den rechten Arm ausgestreckt, wobei man nur von einem Stumpf sprechen konnte, denn ihm fehlte die Hand...

Dieses Bild hatte mich so erschreckt, daß ich nicht fähig war, auf den anderen zuzulaufen. Ich blieb stehen und starrte ihn an.

Sein Gesicht war mit Farben bemalt, so daß ich von seiner eigentlichen Haut nichts sah, rechnete allerdings damit, daß sie die gleiche Farbe hatte wie die Hand.

Im Moment spielte es auch keine Rolle. Wenn jemand mehr wußte, dann dieser Medizinsmann.

Ich startete.

Wieder einmal legte mich der andere rein. Die Klaue hatte mich schon genarrt, und der seltsame Medizinsmann tat das gleiche. Bevor ich mich versah, hatte er kehrtgemacht und die Tür des Waschrums zugerammt. Ich flog dagegen, denn meinen eigenen Schwung konnte ich nicht rechtzeitig genug stoppen.

Dadurch verlor ich wertvolle Sekunden, fand schließlich die Klinke, hämmerte sie nach unten und riß die Tür auf. Einen Herzschlag später stand ich in einem leeren Gang. Von dem seltsamen Medizinsmann war nichts zu sehen.

Es gab allerdings nur eine Richtung, in die er gelaufen sein konnte. Nach links, und diese Richtung schlug ich ebenfalls ein. Wie ich schon erwähnte, auf dem Boden lag ein dicker Teppich, so daß meine Schritte so gut wie nicht zu hören waren. Allerdings hatte mein Gegner den gleichen Vorteil.

Wie ein Irrwisch hetzte ich um die Ecke und wäre fast mit einem Mann zusammengestoßen, der mir plötzlich im Weg stand.

Rechtzeitig genug konnte ich abstoppen, so daß ich ihn nur an der Schulter streifte. ...

Ich murmelte eine Entschuldigung.

Der Mann im grauen Kittel nickte und rückte seine Brille zurecht. »Wo wollen Sie denn hin, Sir?«

Ich hatte schon weiterlaufen wollen, hielt jetzt allerdings ein und dachte daran, daß mir der andere vielleicht die Fragen beantworten konnte.

Ich holte tief Luft, während ich an ihm vorbeischaute. »Hören Sie, stehen Sie hier schon lange?«

»Ja und nein. Wie man es nimmt. Ich bin nämlich der Hausmeister und für den technischen Ablauf verantwortlich sowie für die Dinge, die hier so passieren.«

»Haben Sie vielleicht einen Mann gesehen, der folgendermaßen aussah?« Ich gab ihm eine genaue Beschreibung des Medizinmannes und kam mir dabei lächerlich vor, weil der Kerl so komisch aussah.

Der Hausmeister aber blieb ernst und fragte: »Den Mann suchen Sie also?« Ja, den habe ich gesehen.«

»Wo?«

»Er ist hier in meiner Nähe vorbeigelaufen.«

»Und wo finde ich ihn jetzt?«

Der Hausmeister runzelte die Stirn und faßte an seine Brille. »Wissen Sie, Mister.« Er lächelte. »So richtig habe ich da nicht hingeschaut, aber ich kann mir vorstellen, daß er sich verkrochen hat. Vielleicht im Keller.«

»Wie komme ich dahin?«

Er schaute mich scharf an. »Ich weiß nicht, ob ich Sie so einfach in die Kellerräume...«

»Doch, Sie können«, erwiderte ich, holte meinen Ausweis hervor und hörte gleichzeitig, wie in dem großen Barraum laut geklatscht wurde. Dort ahnten die Versammelten wohl kaum, was sich in der Nähe abgespielt hatte.

»Polizei?« Er fragte es nicht einmal erschrocken oder ängstlich, sondern eher verwundert.

»Ja.«

»Sind Sie...?«

»Ich bin Gast hier«, entgegnete ich scharf. »Und nun zeigen Sie mir bitte den Keller.«

»Wie Sie wünschen, Sir.« Der Hausmeister deutete sogar eine Verbeugung an, die allerdings aus dem Spott heraus geboren sein mußte. Mir war der Kerl nicht geheuer. Nicht vom Äußeren her, aber seine Antworten gefielen mir nicht. Vom Gefühl her traute ich dem Kerl nicht über den Weg, obwohl ich mich jetzt auf ihn verlassen mußte, denn er wollte mir den Keller zeigen, wo sich angeblich dieser seltsame Medizinmann versteckt hielt.

Während des Gesprächs hatte ich mich hin und wieder umgeschaut. Die makabre Hand war nicht mehr zu sehen gewesen. Einfach verschwunden. Vielleicht hatte sie sich versteckt, wer konnte das wissen?

»Bitte sehr.« Der Hausmeister deutete nach vorn, ein Zeichen, daß ich ihm folgen sollte.

Das tat ich auch. Wir stiegen nicht über eine Treppe in den Keller hinab. Die gab es sicherlich auch, aber wie es sich für einen Club dieser Art gehörte, existierte auch ein Fahrstuhl. Er war für Lasten konstruiert und dementsprechend breit. Der Hausmeister mußte kräftig ziehen, um die Eisentür aufzubekommen.

Ich ließ den Mann vorgehen. Er nickte, lächelte seltsam und betrat

den Fahrstuhl. Auch die Trittfläche bestand aus Metall. Einzelne Stücke waren zusammengenietet worden.

»Bitte, ziehen Sie die Tür zu, Sir«, bat er mich.

Ich tat es, wobei ich ihm noch einen schrägen Blick zuwarf. Er stand mir gegenüber an der Rückwand, und ich hielt mich dort auf, wo sich die Knopfleiste befand.

Ich vergrub den untersten Knopf unter meinem Finger. Die Kabine schüttelte sich, als hätte eine Riesenfaust auf sie geschlagen, und im gleichen Augenblick öffnete sich unter mir der Boden...

Ich wurde überrascht wie selten in meinem Leben. Der Fußboden teilte sich in zwei Hälften, eine klappte unter meinen Füßen weg, wobei ich Glück im Unglück hatte, denn ich konnte mich noch nach vorn werfen und meinen Arm ausstrecken.

Zuerst klatschte meine Hand gegen die innere Seitè der Fahrstuhltür und rutschte nach unten. Dann griff ich hart zu, so daß ich den Türgriff zu fassen bekam.

An ihm hielt ich mich fest.

Ich schielte an meinem Körper hinab. Nicht der gesamte Boden war nach unten geklappt. An den Innenseiten befand sich ein schmaler Randstreifen, nicht breiter als mein Schuhabsatz. An ihm konnte ich mich abstützen. Einen sicheren Halt fand ich aber nicht auf Dauer, denn mein linker Fuß baumelte über dem Abgrund. Langsam zog ich ihn heran.

Nun stand ich mit beiden Füßen auf der schmalen Leiste und hatte mich an den Türgriff geklammert. Es war eine miese Position. Ich könnte nicht gerade stehen, sondern kauerte und klammerte mich dabei fest.

Ich mußte an den Hausmeister denken, der sich sicherlich nicht hatte halten können, und rief nach ihm.

Eine Antwort bekam ich nicht. Allerdings wollte ich wissen, was mit ihm geschehen war. Dazu mußte ich den Kopf drehen und in die Tiefe schauen.

Eine nicht einfache Sache, denn den Griff durfte ich auf keinen Fall loslassen.

Endlich konnte ich etwas sehen.

Der Hausmeister war ebenfalls gefallen. Er stand unter mir, wurde von einer seltsamen Lichtaura umhüllt, hatte seinen Kopf in den Nacken gelegt und starrte zu mir hoch.

Ein widerliches Grinsen zeichnete sein Gesicht und machte mir klar, daß dieser Mann nicht so harmlos war, wie er immer getan hatte. Er steckte mit den anderen, meinen unbekannten Gegnern, unter einer Decke. Zudem gab er mir noch einen schaurigen Beweis.

Er griff in seine rechte Tasche, holte etwas hervor, das ich noch nicht erkennen konnte. Erst als er seinen Arm hochhielt, sah ich, was er zwischen den Fingern hielt.

Es war die Hand, die mich hatte erwürgen wollen!

Die Clubmitglieder hatten die ersten Hemmungen überwunden, und da Stan Willard sich die Sache etwas hatte kosten lassen, sprachen die Gäste dem Champagner zu.

Nur die beiden Conollys und Glenda Perkins hielten sich zurück. Ihnen war anzumerken, daß sie sich Gedanken machten, denn Bill schaute immer öfter auf die Uhr.

»Also, das verstehe ich nicht«, sagte er und schüttelte den Kopf »Der kann doch nicht ins Klosett gefallen sein.«

Sheila mußte ein wenig lächeln, doch es war nur ein Zucken der Mundwinkel. Zu mehr war sie nicht in der Lage, denn auch ihr war das Fernbleiben des Geisterjägers nicht geheuer.

Glenda drückte ihre Zigarette aus und schaute auf ihr Glas. »Vielleicht ist ihm etwas passiert.«

Daran hatte natürlich jeder gedacht, obwohl es niemand so recht aussprach.

Auch Bill wehrte sich noch dagegen, indem er erwiderte: »Was soll denn hier passieren? Wir sind ein Club und kein Hort für Dämonen oder irgend etwas.«

»Glaubst du daran?« fragte Sheila.

»Wie...?« Bill zeigte sich ein wenig verwirrt.

»An deine Worte.«

»Sicher, ich habe es ernst gemeint.«

Sheila winkte ab. »Du konntest schon immer schlecht lügen, mein Lieber. Ich sehe das anders.«

»Und wie?«

»Du kennst deinen Freund John sehr lange. Ihr beide zieht die Dämonen an wie das Licht die Motten. Dafür könnt ihr nichts, aber es ist so.«

Sheila Conolly schaute zu Glenda hin, die ostentativ nickte.

»Du siehst, Glenda ist auch meiner Ansicht. Deshalb möchte ich dich bitten, nachzuschauen.«

Bill hob die Schultern. »Meinetwegen, obwohl John wirklich kein Kindermädchen braucht. Vielleicht hat er eine Magenverstimmung, so daß es deshalb länger dauert.«

»Soll ich gehen?« fragte Sheila.

Bill grinste zwar, schüttelte jedoch den Kopf, wobei er gleichzeitig vom Hocker rutschte. »Nein, nein, meine Lieben. Ich schaue schon nach. Onkel Bill macht alles.«

Kaum war der Reporter verschwunden, als Glenda und Sheila hinter sich eine Bewegung wahrnahmen. Und schon vernahmen sie die Stimme Stans.

»Es ist eine Schande von dem guten Bill, zwei so schöne Frauen allein zu lassen.«

»Mein Mann kommt gleich zurück«, erwiderte Sheila.

»Das kann ich mir vorstellen.« Willard lächelte breit. »Da allerdings auch Mr. Sinclair fehlt, wird es mir ein besonderes Vergnügen sein, Ihnen Gesellschaft bieten zu dürfen.«

Er wandte sich Glenda zu. »Besonders Sie machen mir einen etwas deprimierten Eindruck.«

»Das täuscht, ich, fühle mich sehr wohl.«

»Ich würde gekränkt sein, wenn sich auf meinem Fest jemand nicht wohl fühlt.«

Er lächelte in seiner altbewährten Manier und schaute auf die fast leeren Gläser. »Sie haben nichts zu trinken. Das muß geändert werden.«

Willard hob den rechten Arm und schnickte mit zwei Fingern. Der Barkeeper kannte das Zeichen, und er beeilte sich, drei gefüllte Gläser zu bringen. Der Champagner schäumte noch. In den Gläsern stiegen die Perlen in langen Reihen der Oberfläche entgegen.

Sheila und Glenda wollten nicht unhöflich sein. Sie nahmen ihre Gläser, Und Stan Willard sagte: »Auf die schönsten Frauen, die hier versammelt sind.«

»Lassen Sie das nur nicht die anderen Damen hören«, entgegnete Sheila Conolly.

»Die laufen außer Konkurrenz.«

Sie tranken. Über den Glasrand hinweg schielte Willard immer wieder auf Glenda. Sie war auch nicht dumm und erkannte deutlich die Begierde in den Augen des Mannes. Dieser Kerl wollte sie besitzen, aber Glenda sah nicht ein, daß sie die Sammlung des Mannes vervollständigen sollte.

Sie setzten die Gläser ab. Stan Willard schaute auf seine protzige Golduhr, um gieren Zifferblatt einige Diamantsplitter funkelten.

»An und für sich ist es an der Zeit, das Geheimnis zu lüften. Jeder soll sehen, daß ich meine Wette eingelöst habe und den Affenteufel wirklich aus Sri Lanka hierherbrachte.«

Er drehte sich um und schaute auf die geschlossene Tür zum Nebenraum. »Dahinter habe ich ihn aufbewahrt. Noch ist er verdeckt, aber bald werde ich das Geheimnis lüften.«

»Tun Sie sich keinen Zwang an«, sagte Glenda, weil sie wieder die Blicke des Mannes auf sich gerichtet sah.

»Doch, den tue ich mir an. Ich möchte nämlich das Tuch nicht zurückziehen. Die Enthüllung des Affenteufels soll einer Lady

vorbehalten bleiben, wobei ich mir herausnehme, diese Lady auszusuchen. Und ich habe meine Wahl bereits getroffen.«

»Meinen Sie mich?« fragte Glenda.

»Ja.«

Mit ähnlichem hatte Glenda gerechnet. Sie holte tief Luft. Im Moment wußte sie nicht, wie sie sich verhalten sollte, denn sehr wohl war ihr bei der Sache nicht. Sie stand Stan Willard ablehnend gegenüber. Andererseits konnte sie den Wunsch des Mannes schlecht ablehnen. Er war der Gastgeber, sie der Gast, und da mußte man ein gewisses Maß an Höflichkeit bewahren.

Stan Willard stellte sein Glas zur Seite. »Ich hoffe, Sie erfüllen mir den kleinen Wunsch, Miß Perkins.«

»Wenn Sie es unbedingt möchten...«

»Natürlich. Hätte ich Sie sonst erwählt? Und noch etwas. Diejenige, die das ferne Dschungelgeheimnis lüftet, wird für einen Abend die Königin des Festes. Freuen Sie sich darauf...«

Es waren vorerst die letzten Worte, die Willard zu Glenda sprach, denn zwei Mitglieder aus dem Club redeten ihn an. Willard entschuldigte sich und ging.

»Ein widerlicher Typ«, sagte Glenda.

Sheila lächelte. »Wem sagst du das? Der versucht es bei jeder.«

»Verheiratet ist er nicht?«

»Dreimal geschieden.«

»Kann ich mir denken.«

»Warum hast du eigentlich zugestimmt?« wollte Sheila Conolly wissen. Sie waren ohne große Förmlichkeiten zum Du übergegangen, und alle fanden das gut.

»Es geht mir eigentlich gegen den Strich, aber ich wollte nicht unhöflich sein. Vielleicht hätte ich als Clubmitglied anders reagiert, und auch wenn John dabeigewesen wäre, aber so konnte ich schlecht ablehnen. Zudem hat mich der Knabe auch irgendwie überfahren. Das ging alles sehr schnell.«

Sheila nickte und rutschte vom Barhocker. Ihr Glas hatte sie geleert, und der Barkeeper warf ihr einen fragenden Blick zu, doch Sheila schüttelte den Kopf. Sie wollte nichts mehr trinken, sie brauchte einen klaren Kopf.

Glenda sprach das aus, woran Sheila schon die ganze Zeit über gedacht hatte. »Jetzt kommt Bill auch nicht zurück.«

»Da ist was passiert«, sagte Sheila leise.

»Aber was?«

»Ich traue dem Braten nicht, ehrlich, Glenda. Ich kenne die beiden. Wo sie auftauchen, ziehen sie das Seltsame, das Unerklärliche wie magisch an.«

»Was soll denn hier los sein?«

»Das kann ich dir auch nicht sagen.«

Glenda nahm sich eine Zigarette aus den gefüllten Kristallgläsern, die überall verteilt standen. Vom sehr aufmerksamen Keeper bekam sie Feuer.

»Dieser Stan Willard war in Ceylon. Er hat eine sehr seltsame Wette gewonnen und einen Affenteufel nach London geholt. Kennst du dich in der Magie dieser Naturvölker aus?«

»Nein.«

»Dann kann es doch möglich sein, daß hinter dem Affenteufel mehr als nur fauler Dschungelzauber steckt.«

Sheila bewegte sich, als würde sie frösteln. »Diese Befürchtung habe ich auch, wagte aber nicht, sie auszusprechen.«

»Und ich sehe da eine Verbindung zwischen dem Verschwinden der beiden Männer und dem Affenteufel.« Glenda ließ sich von ihrer Meinung nicht abbringen.

»Glaubst du, daß John etwas entdeckt hat?«

»Das ist möglich, und nicht nur das, auch Bill wird sich...«

»Da ist er ja.«

Glenda drehte sich um, als sie Sheilas Worte vernommen hatte. Beiden Frauen fiel erst einmal ein Stein vom Herzen, doch als sie Bills Gesicht sahen, da wußten sie, daß etwas schiefgelaufen war. Der Reporter schaute sehr deprimiert aus der Wäsche, die Lippen hatte er fest zusammengepreßt, und er schüttelte den Kopf, als er sich neben die beiden Frauen stellte.

»Nichts gefunden?« fragte Sheila trotzdem.

»Genau. Wie vom Erdboden verschluckt«, erklärte der Reporter.

»Und jetzt?«

Bill schaute seine Frau als auch Glenda Perkins an. Auf seinem Gesicht war Ratlosigkeit zu lesen. »Ich weiß es nicht und bin diesmal echt überfragt.«

»Sollen wir Willard Bescheid geben?«

Bill blickte erst seine Frau an und drehte dann den Kopf. »Ich bin nicht dafür. Er fühlt sich als der große Held und würde uns kaum unterstützen, wobei er bestimmt froh wäre, wenn John verschwunden bliebe.«

»Das stimmt«, sagte Glenda.

»Was machen wir dann?«

»Sheila, wir müssen abwarten. Wir können hier nicht die Leute verrückt machen. Vielleicht klärt sich noch alles als eine völlig harmlose und normale Sache auf.«

»Daran glaube ich nicht mehr«, hielt Glenda dagegen. »Dieser seltsame Affenteufel, der enthüllt werden soll, hat bestimmt etwas mit irgendeiner Magie zu tun. Kennst du dich in der Magie fremder Völker aus?«

»Nein«, gab Bill ehrlich zu, schwächte dann allerdings ab und meinte:
»Kaum.«

»Was weißt du denn über Affen?«

»Daß der Mensch angeblich vom Affen abstammen soll«, erwiderte Bill.

»Das hätte mir auch ein Blinder sagen können«, gab Sheila etwas ärgerlich zurück. »Gibt es keine Affenmagie?«

»Wird es schon, aber ich kenne mich da wirklich nicht aus. Was meinst du, wie viele Stämme es in Sri Lanka gibt. Jeder Stamm hat eine eigene Mythologie. Der eine verehrt die Affen, der andere die Schlangen, wieder ein anderer frönt dem Totenkult, das ist alles so vielschichtig, daß man es kaum erfassen kann.«

»Es bleibt uns also nichts anderes übrig, als nichts zu tun«, faßte Sheila zusammen.

»Wahrscheinlich«, gab Bill zu. »Ich habe John jedenfalls nirgendwo entdecken können. Vielleicht klärt sich alles auf. Hier ist er noch, denn ich habe sogar auf dem Parkplatz nachgesehen. Dort stand noch immer der Bentley, er ist also nicht weggefahren.«

»Vielleicht hat man ihn entführt«, vermutete Glenda.

»So einfach ist das nun auch nicht«, erwiderte Bill. »John weiß sich seiner Haut zu wehren. Zudem ist er bewaffnet, die Beretta nimmt er immer mit.«

»Und du hast deine Beretta nicht eingesteckt?« wandte sich Sheila an ihren Mann.

»Nein, warum?«

»Vielleicht wäre es besser gewesen.«

Bill warf Sheila einen schrägen Blick zu. »Das mußt ausgerechnet du sagen«, entgegnete er. »Du bist es doch immer, die sich dagegen wehrt, daß wir in einen Fall mit hineingezogen werden...«

»Streitet euch nicht«, mischte sich Glenda ein. »Denkt lieber daran, daß Stan Willard sein großes Geheimnis gleich lüftet und mich als Partnerin ausersehen hat.«

Bill war überrascht. »Dich?«

»Ja, ich soll...«

Was Glenda sollte, erfuhr der Reporter aus ihrem Mund nicht, denn Willard unterbrach die Versammlung. Er hatte sich breitbeinig aufgestellt, beide Arme erhoben und um Aufmerksamkeit gebeten.

Es wurde ruhig.

»Liebe Freunde«, begann Stan Willard. »Wir haben eine Wette abgeschlossen, von der fast jeder der Anwesenden überzeugt war, daß ich sie nicht gewinnen könnte. Aber natürlich habe ich sie gewonnen...«

»Moment, Stan!« rief ein schwergewichtiger Mann mit spiegelnder Glatze. »Bisher haben wir nichts gesehen.«

»Das weiß ich, aber in einigen Minuten wird es soweit sein. Laßt euch die Gläser füllen, danach gehen wir in den Nebenraum, wo alles vorbereitet ist...«

Die Mitglieder nebst Damen waren gespannt. Die beiden Ober hatten alle Hände voll zu tun. Jeder wollte sein Glas so rasch wie möglich voll haben, denn endlich wurde bewiesen, ob der andere gelogen hatte oder nicht.

Glenda und Sheila wollten nichts trinken, während Bill einen Whisky nahm.

Die Doppeltür war bereits geöffnet worden. Freie Sicht in den Nebenraum. Die Gäste drängten sich vor der Tür zusammen.

Allerdings konnten die Anwesenden von dem seltsamen Affenteufel nichts sehen. Ein Tuch verdeckte ihn.

Sheila, Glenda und Bill waren die letzten, die den Barraum verließen. Der Reporter warf noch einen Blick zurück, doch John Sinclair kam nicht. Die Enthüllung mußte also ohne ihn stattfinden.

Während auf den Gesichtern der übrigen Gäste, gespannte Erwartung lag, blieben die der drei Freunde sorgenvoll. Irgend etwas war geschehen, von dem noch keiner eine Ahnung hatte ...

Die drei hatten recht, wenn sie sich um mich Sorgen machten, denn ich befand mich in einer schlimmen Situation. Noch immer stand ich auf dem schmalen Metallrand und klammerte mich verzweifelt an dem gebogenen Türgriff fest.

Den Kopf hielt ich weiterhin gedreht, sah unter mir den seltsamen Hausmeister stehen, und der hielt die Klaue fest, die mich fast umgebracht hätte.

Er machte sich sogar noch einen Spaß, sein diabolisches Lächeln blieb, und die Finger der Hand bewegten sich wie die eines Klavierspielers.

Es war der reine Hohn, denn der Hausmeister wußte genau, daß ich mich nicht ewig an dem Türgriff festklammern konnte. Irgendwann mußte ich loslassen und würde ihm genau vor die Füße fallen, worauf er sicherlich wartete.

Wie ich schon erwähnte, wurde der Hausmeister von einer seltsamen Lichtaura umflort. Dies wiederum bewies mir, daß ich es mit einem magischen Phänomen zu tun hatte, und ich dachte an den Affenteufel, dem dieses Fest gewidmet war. Dabei kam ich zu der Folgerung, daß der Affenteufel nicht irgendein Dschungel-Hokuspokus war, sondern prall mit echter Schwarzer Magie gefüllt war.

So sah es aus.

Und ich dachte auch an die zahlreichen Gäste, die schutzlos waren und sich wohl kaum verteidigen konnten wie ich, der ich meine

Erfahrungen gesammelt hatte.

Der Hausmeister grinste noch breiter, bevor er mich ansprach. »Du wolltest doch denjenigen sehen, dem die Hand fehlt. Jetzt kannst du es. Du brauchst nur zu springen.«

»Einen Teufel werde ich tun«, erwiderte ich.

»Irgendwann kannst du dich nicht mehr halten und wirst fallen. Darauf warte ich, aber ich möchte den Vorgang beschleunigen. Einmal bist du der Hand entwischt, mal sehen, ob du es jetzt auch noch schaffst.« Kaum hatte der Kerl die Worte gesprochen, als er die Hand losließ. Sie fiel nicht zu Boden, wie man es eigentlich hätte erwarten können, sondern blieb in der Luft stehen.

Noch befand sie sich weit genug von mir entfernt, so daß ich noch etwas unternehmen konnte. Soweit es die Lage erlaubte, rüttelte ich am Griff der Tür.

Nein, da hatte ich keine Chance. Die Fahrstuhltür blieb verschlossen.

Ich steckte in der Falle, daran ging kein Weg vorbei. Und meine Gegner hielten alle Trümpfe in der Hand.

Zwar hatte ich jetzt mit beiden Füßen Halt gefunden, aber dieser Halt war mehr als trügerisch. Eine falsche Bewegung nur, dann rutschte ich ab und landete dort, wo der ›Hausmeister‹ es haben wollte.

»Ich bin übrigens Pete Dryer«, hörte ich die Stimme des Mannes. »Merke dir den Namen gut. Vielleicht ist es das erste Mal, daß du mit einem Toten sprichst.«

Wenn ich mich ihm jetzt geschockt zeigen sollte, dann hatte er sich geirrt. Mit Toten, oder besser gesagt, Untoten hatte ich schon des öfteren geredet. Das war für mich nichts Neues mehr. Sozusagen eine makabre Routine in meinem Job, aber ich dachte daran, daß sich die Hand gegen die weißmagische Kraft des Kreuzes gestemmt hatte, und es lag der Verdacht nahe, daß Pete Dryer ähnlich reagieren würde.

Trotz meiner gefährlichen Lage arbeitete mein Verstand analytisch und logisch.

Stan Willard hatte irgend etwas aus Sri Lanka mitgebracht, in dem das Böse stecken mußte. Aber etwas Unheimliches, das wir mit unseren Waffen kaum bekämpfen konnten, etwas, von dem ich noch nie gehört hatte.

Aber was?

Es war müßig, sich darüber Gedanken zu machen. Zunächst einmal mußte ich mich um die nähere Gefahr kümmern.

Und das war die Hand!

Eine sehr gefährliche Klaue, die nicht mehr unbeweglich in der Luft stand, sondern sich langsam höher schob, wie ich mit Entsetzen erkannte, als ich mich ein wenig schräg nach links drehte.

Auch die Finger bewegten sich. Ich hatte das Gefühl, als würden sie

ausprobieren, wie geschmeidig sie waren, um mich brutal und hart zu packen.

Meine Lage war mehr als bescheiden. Wenn mich die Hand in dieser Stellung zu packen bekam, war es aus. Dann konnte ich wirklich einpacken, denn nach unten würde ich nur als Toter fallen, mit den eisenharten Klauen um meine Kehle.

Deshalb war es besser, wenn ich der Aufforderung des untoten Hausmeisters nachkam und freiwillig sprang.

Noch wartete ich. Meine Muskeln waren nicht nur gespannt, sondern schon überstrapaziert. Mein gesamtes Körpergewicht war zu schlecht verteilt. Deshalb begann ich zu zittern, und mir war klar, daß ich mich nicht mehr lange halten konnte.

Die Hälfte der Distanz hatte die gefährliche Hand bereits hinter sich gelassen. Ich aber wollte noch warten, denn der Klaue sollte es nicht gelingen, mich im Sprung zu packen.

Deshalb wartete ich, auch wenn es immer schlimmer wurde und die Anstrengung mich stärker zittern ließ.

Ein paarmal drehte sich die Klaue. Sie zeigte mir dabei auch die Seite, die einst in Verbindung mit dem Arm gestanden hatte. Ein scheußlicher Anblick, den ich immer wieder geboten bekam, und ich wartete so lange, bis sich die Hand etwa in Höhe meiner Füße befand.

Sekunden wurden zu einer Ewigkeit.

Noch hielt ich mich fest, wartete ab, und im nächsten Augenblick schoß die Hand vor. Die Finger spreizten sich dabei, soweit es ging, sie zielten nach meiner Kehle, und ich reagierte goldrichtig.

Als die Klaue zugreifen wollte, ließ ich mich los. Sie streifte mich zwar noch, es gelang ihr allerdings nicht, meine Kehle zu packen. Die sich schließenden Finger griffen ins Leere, und ich fiel in die Tiefe ...

»Was ist denn mit dir?« fragte Sheila Conolly verwundert, als sie sah, daß ihr Mann sich abwandte und den Raum nicht betrat.

»Ich muß telefonieren.«

»Wirklich?«

»Ja. Mir geht die Sache nicht aus dem Kopf. Irgend etwas ist mit John. Bevor ich aber hier den Laden auf den Kopf stelle, soll es ein anderer machen. Ich hole Suko her.«

»Das ist eine gute Idee«, sagte Sheila.

Auch Glenda hatte Bills Worte vernommen. Sie nickte heftig und zeigte somit ihr Einverständnis.

Während die Frauen den Raum betraten, ging der Reporter noch einmal zurück zur Bar und ließ sich von dem Keeper das Telefon geben. Bill zog sich in die hinterste Ecke zurück. Er wollte nicht, daß der Mann etwas hörte.

Sukos Nummer kannte Bill auswendig. Er hoffte, daß der Chinese zu Hause war und nicht auf der Harley durch die Gegend kutschte. Ungeduldig wartete er. Ein paarmal läutete es durch, und Bill wollte die Hoffnung schon aufgeben, als trotzdem noch abgehoben wurde.

Er hörte Shaos gehetzt klingende Stimme. »Ja, bitte, mit...?«

»Bill hier.«

»Ach du bist es. Himmel, hast du mich erschreckt. Ich war gerade in der Badewanne und...«

»Wo ist Suko?«

»In der Garage. Du weißt ja, seine Maschine...«

»Hat er sie fertig?«

»Ich glaube, ja. Vorhin war er mal kurz oben und sagte, daß er bald zurückkommen würde.«

»Gut, dann rufe ich in fünf Minuten noch einmal an.«

»Nein, Bill, das brauchst du nicht. Er kommt... «

Shao legte den Hörer zur Seite, und Bill Conolly hörte die Chinesin im Hintergrund mit ihrem Freund sprechen. Wenig später hatte er Suko an der Strippe.

»Ja, was ist denn los?«

»Wahrscheinlich der Dämon«, erwiderte der Reporter und meinte es nicht spaßig.

»Ist was passiert?«

Bill Conolly berichtete Suko, was vorgefallen war und welchen Verdacht sie hatten. Er bat den Chinesen auch, Waffen mitzubringen. Und Suko, der genau zuhörte, unterbrach Bill Conolly mit keinem Wort.

»Wann kannst du hier sein?« erkundigte sich der Reporter noch.

»Vielleicht in zwanzig Minuten.«

»All right, ich erwarte dich vor dem Eingang, sonst läßt man dich nicht rein.«

»Nur werde ich nicht eben gesellschaftsfähig angezogen sein«, gab Suko zu bedenken.

»Das spielt keine Rolle.«

Wie Suko legte Bill den Hörer auf. Die Lippen hatte er fest zusammengepreßt, sein Gesicht war eine Maske, in den Augen lag ein harter Glanz.

Am liebsten hätte er sich wieder auf die Suche nach John gemacht, aber das wäre aufgefallen, und so etwas wollte er auf keinen Fall.

Deshalb wandte er sich scharf und trotzdem widerwillig ab. Er war auch gespannt, was die Enthüllung des Dämons bringen würde ...

Bill zog die Tür leise hinter sich zu. Er wollte nicht stören.

Fragend schaute die blondhaarige Frau ihren Mann an. »Hast du ihn

erreicht?«

»Ja.«

»Und?« Das Wort zitterte ein wenig. Sheila war nervös, doch Bill winkte ab.

»Suko kommt natürlich. Ich hole ihn vor dem Club ab.«

Sheila atmete auf und griff nach Bills Hand. »Da bin ich erst einmal beruhigt.«

Bill schaute sich um. Die Gäste hatten einen Halbkreis gebildet, so daß jeder dorthin schauen konnte, wo auch der geheimnisvolle Affenteufel verdeckt stand.

Willard hatte es spannend gemacht und ein schwarzes Tuch um seine Trophäe gebreitet.

Auch die Gäste waren von einer Art Spannung erfaßt worden. Man unterhielt sich nur wispernd. Jeder hatte eine andere Vermutung darüber, was unter dem dunklen Tuch wohl stecken könnte.

Der Reporter stieß seine Frau an. »Wo ist Glenda?«

»Sie steht bei Willard.«

»Wieso?«

»Sie soll ihm doch bei der Enthüllung helfen.« Sheila lächelte. »Glenda war eben zu höflich dem Gastgeber gegenüber, um abzulehnen.«

Bill Conolly nickte. »Wenn dieser Typ irgend etwas im Schilde führt, kaufe ich ihn mir.«

»Glenda wird sich schon allein wehren können.«

»Aber nicht, wenn es gegen Dämonen oder andere finstere Geschöpfe geht. Daran kann ich nicht glauben.«

»Nun warte erst einmal ab.«

»Du hast Nerven«, wisperte der Reporter. »Abwarten ist nicht gerade meine starke Seite, vor allen Dingen dann, wenn ich weiß, daß sich ein Freund in Gefahr befindet.«

Bill schaute auf die Uhr. »Am liebsten würde ich von hier verschwinden.«

»Dadurch kommt Suko auch nicht früher.«

Der Reporter hob die Schultern. Seine Aufmerksamkeit wurde abgelenkt, als Stan Willard vortrat und beide Arme hob. Er hatte sich vor die Trophäe gestellt und Glenda Perkins einen Platz daneben angewiesen. Die dunkelhaarige Sekretärin fühlte sich nicht wohl. Sie sah zahlreiche Blicke auf sich gerichtet, manche ziemlich eindeutig. Da sie im Scheinwerferlicht stand, war sie der Blickfang. Man sah ihr an, daß sie bereute, dem Vorschlag des Gastgebers zugestimmt zu haben.

Natürlich genoß Stan Willard seinen Auftritt. Er vergaß auch nicht, sich entsprechend zu produzieren. In seiner Rede ging er auf die Anfänge der Wette ein, sprach dann über die Schwierigkeiten, die ihm

in Sri Lanka begegnet waren, und daß es nicht so einfach gewesen war, den Eingeborenen das abzuschwatzen, worüber sie bei einem Clubabend gesprochen und gelesen hatten.

»Aber den Affenteufel gab es«, fügte er mit wohlbetonten Worten hinzu. »Es gab ihn, und vielleicht wird es ihn immer geben, denn meine Trophäe ist nicht irgendeine, nein, sie ist mit Magie durchsetzt. Mit gefährlicher Schwarzer Magie, die in den fernen Erdteilen wahre Urstände feiert. Ich habe selbst erlebt, wie der Affenteufel jemanden geschluckt hat. Ich saß dabei, konnte mich aber nicht bewegen, weil ich eingefangen war in den Kreislauf Schwarzer Magie. Und so möchte ich euch vor dem Affenteufel warnen, wenn ich Miß Perkins gleich bitten werde, das Tuch wegzuziehen. Es kann gefährlich werden. Deshalb meine Warnung. Wer will, kann den Raum verlassen.«

Nach seinen Worten herrschte zunächst einmal Schweigen. Die Gäste schauten sich an. Vielleicht waren die Damen ein wenig blasser unter ihrer Schminke geworden und hatten auch die Lippen zusammengekniffen, sonst aber war nichts geschehen.

Die Männer grinsten. Sie kannten Stan Willard, und sie rechneten damit, daß es einer seiner üblichen Scherze sein würde.

Jemand rief: »He, Stan, du willst doch nur ablenken. Vielleicht hast du die komische Figur bei einem Trödelhändler in Soho gekauft.«

Der Mann erntete einen Lacherfolg. Er war besonders bei den weiblichen Gästen ausgeprägt. So löste sich bei ihnen die Spannung.

Willard lachte nicht. Ebenso wie die beiden Conollys. Sie ahnten, daß der Mann vor ihnen nicht gelogen hatte. Es steckte etwas dahinter, die Worte waren nicht so dahingesagt. Bill beschloß, auf der Hut zu sein.

»Ich weiß ja, daß ihr gern die Wette gewinnen wollt, aber ich habe für Beweise gesorgt, daß ich meinen Wettgewinn nicht irgendwo auf einem Trödelmarkt gekauft habe. Ich lege euch diese Beweise gleich vor.«

»Mach's doch nicht so spannend!« rief ein hagerer Mann, der sein Geld im Verlagsgeschäft verdiente.

Stan Willard ließ sich nicht beirren. Locker stand er vor seinem Publikum. »Es ist also niemand hier, der den Raum verlassen will? Jeder möchte zuschauen?«

Zustimmendes Nicken war die Antwort.

»Dann haltet euch, meine Freunde, mal gut an den Gläsern fest, denn ihr werdet eine Überraschung erleben.« Er lachte, drehte sich um und schritt auf Glenda Perkins zu. Während er sie ansprach, blieb sein Lächeln wie festgeleimt in den Mundwinkeln. »Diese junge Lady hier zeigt besonders viel Mut, denn nie hat sich bereit erklärt, das große Geheimnis zu lüften. Ich finde, sie hat einen Beifall verdient.«

Die Gäste klatschten. Glenda wurde ein wenig verlegen, und Willard sonnte sich in dem Beifall. Er verbeugte sich vor Glenda und sagte:

»Sie sehen, meine Liebe, wie man Sie einschätzt. Beweisen Sie Ihren Mut, zeigen Sie den Gästen, vor allen Dingen den Männern, daß auch eine Frau in der Lage ist, etwas Großes zu tun. Lüften Sie endlich das Geheimnis meiner Wette.«

»Haut der auf den Putz!« hauchte Sheila. »Ein Schaumann, wie er im Buche steht.«

Bill nickte nur. Willard wußte genau, wie er die Leute zu nehmen hatte. Da konnte ihm der Reporter nur ein Kompliment machen.

Stan Willard zog die Enthüllung noch ein wenig hin. Er holte tief Luft und stellte sich so, daß keinem der Gäste die Sicht auf seinen Wettgewinn versperrt war.

Dann streckte er den Arm aus und wies auf Glenda. »Wenn ich Sie nun bitten dürfte...«

Glenda nickte. Einen halben Schritt trat sie näher, streckte den Arm aus und griff nach dem Tuch, das den Gegenstand noch verhüllte.

»Jetzt!« sagte Willard.

Da zog Glenda an dem Tuch. Sie machte es nicht so spannend und schleuderte es mit einem Ruck von der seltsamen Trophäe. Das Tuch war leicht. Es flatterte nach und schwebte dem Boden entgegen.

Ein, Zwei Sekunden geschah nichts. Die Menschen waren zu geschockt, und auch Stan Willard wurde blaß wie eine Kinoleinwand.

Was er und die anderen zu sehen bekamen, war ungeheuerlich. Im weit aufgerissenen Maul des Affenteufels steckte ein Kopf!

Ich kannte die Regeln. Sehr tief war es nicht bis zum Aufschlag. Aber ein ungeübter Springer hätte sich auch bei dieser Distanz ein Bein brechen können.

Ich aber rollte mich praktisch in der Luft zusammen, lockerte die Muskeln, streckte dann die Beine vor, berührte den Grund und ließ mich nach vorn fallen, wobei der Hausmeister hastig zur Seite sprang, damit er durch meine Vorwärtsrolle nicht getroffen wurde.

Über die Schulter rollte ich mich ab. Ich spürte zwar den Aufprall, der mich durchschüttelte, aber ohne Schwierigkeiten kam ich wieder auf die Beine.

Blitzschnell schaute ich mich um.

Ich stand in einem Keller. Der Hausmeister hatte nicht gelogen. Es gab tatsächlich einen großen Vorratskeller unter den normalen Räumen. Im Hintergrund lagerten Sektflaschen, Weine, Biere, und ich sah auch Kisten mit Whisky und Cognac.

Zum Glück war es nicht dunkel. Lampen spendeten Licht, das jeden Winkel mit einem rötlich-gelben Schein erfüllte.

Den ersten Teil hatte ich überstanden.

Der Hausmeister wunderte sich, als ich plötzlich mit gezogener

Beretta vor ihm stand. Sein Gesicht verzerrte sich. Er schielte hoch zur Hand, und ich folgte mit den Augen seinem Blick.

Die Klaue hatte sich gedreht. Ihre Attacke gegen mich war erfolglos gewesen. Jetzt wollte sie es anders versuchen und schwebte von oben auf mich zu.

Momentan war sie mein gefährlichster Feind, denn sie hatte ich im Waschraum kennengelernt. Ein kurzer Blick zu Pete Dryer bewies mir, daß er nicht daran dachte, einzugreifen, so daß ich meinen Arm heben konnte, damit die Mündung der Pistole in einer schrägen Linie nach oben zeigte.

Das Ziel bildete die Hand.

Dann schoß ich.

Der helle, peitschende Klang der Beretta war in diesen Augenblicken wie Musik in meinen Ohren, und ich hatte gut gezielt, denn die geweihte Silberkugel hieb gegen die Mörderhand.

Was das Kreuz nicht geschafft hatte, das gelang ihr. Die Kugel wuchtete in die Klaue und riß ein Loch. Sie jagte durch die Hand, wurde nicht von ihr gestoppt, und ich sah, daß sich zwei Finger lösten, die zu Boden fielen.

War die Hand erledigt?

Ich sprang zurück, um sie besser erkennen zu können.

Noch drei Finger besaß sie. Sie kamen mir vor wie dicke Würmer. Dabei bewegten sie sich auf und nieder, bevor die Hand endgültig den Boden erreichte und dort liegenblieb.

Sofort drehte ich mich um und richtete die Mündung der Waffe auf den Hausmeister.

Der starrte mich durch die Gläser seiner Brille an. Seine Augen waren seltsam vergrößert, und sie kamen mir gefährlich vor. Dieser Mann lebte, aber er lebte trotzdem nicht. Das hatte er mir selbst gesagt. Jetzt wollte ich es noch einmal bestätigt sehen.

»Sie haben mitbekommen, was meine Kugel angerichtet hat«, sagte ich hart. »Bisher haben Sie mich zum Narren gehalten, jetzt drehe ich den Spieß um. Was wird hier gespielt?«

Er gab keine Antwort. Nur seinen Blick behielt er bei.

»Da Sie nicht leben, macht es mir nichts aus, Ihnen eine Kugel in den Schädel zu schießen. Also reden Sie!«

Wieder schüttelte er den Kopf. Ein Zucken lief durch seine Gestalt, er legte den Kopf zurück und begann zu lachen.

Es war kein lautes Lachen, sondern ein Glucksen, ein hämisches Kichern, und er schüttelte dabei den Kopf. Schließlich breitete er die Arme aus und zischte: »Er ist stärker. Sogg-Ra wird auch dich vernichten!«

»Heißt so der Medizinmann?«

»Nein, ihn hat er nur mitgebracht.«

»Wie das?«

Der Hausmeister zuckte zusammen, stand still und legte den Kopf schief, als würde er nach irgend etwas horchen. »Jetzt!« hauchte er. »Jetzt ist es soweit...«

»Was ist soweit?«

»Sie sehen ihn. Alle sehen ihn, und alle sehen den Schädel.« Wieder kicherte er.

Ich war es leid, ging einen Schritt vor und drückte ihm die Mündung der Waffe genau zwischen die Augen. »Was wird hier gespielt? Verdammt, rede, ich will es endlich wissen!«

»Er hat Sogg-Ra geweckt. Er hat nicht auf die alten Warnungen gehört. Der Affenteufel wird sich furchtbar rächen. Er tötet alle, die ihn in seiner Ruhe stören.«

»Und wie?«

»Sogg-Ra verschlingt sie!«

Unwillkürlich zuckte ich zurück. Die Antwort trieb mir zudem noch eine Gänsehaut über den Rücken, und ich fragte mit leiser Stimme: »Hat er Sie auch verschlungen?«

»Ja, das hat er.«

»Aber Sie leben.«

»Natürlich lebe ich. Ich werde auch weiterleben. Jedes Teil von mir wird das. Meine Hand, mein Fuß, mein Arm, mein Kopf, denn die Magie des Affenteufels ist unschlagbar. Du wirst es erleben. So, wie die Hand des Medizinmannes gelebt hat, so werde auch ich weiterleben. Jedes Teil von mir.«

»Wie hat der andere das angestellt?« wollte ich wissen. »Und wie sieht der Affendämon aus? Wo kann ich ihn sehen?«

»Oben, er ist oben bei den Menschen. Dort gehört er hin. Willard hat ihm die Opfer gebracht, ohne es zu wissen. Er hat den Dschungeltod ins Haus geholt, und keiner kann ihm entfliehen.«

»Wir müßten also hoch.«

»Ja.«

»Gut.« Ich nickte. »Dann gehst du vor, Hausmeister. Und wenn du eine falsche Bewegung machst, werde ich dich vernichten.«

Da lachte der Mann. Es war ein wissendes, hämisches Lachen. Als ich es vernahm, kam ich mir wie ein dummer Junge vor, aber ich wollte mich nicht fertigmachen lassen.

»Geh los!«

Der untote Hausmeister hob die Schultern. Mir war jetzt auch aufgefallen, daß er nicht mehr atmete. Was da genau geschehen war und wieso es kam, daß der Hausmeister so von der Stärke des Affenteufels überzeugt war, das wußte ich nicht. Auch kannte ich mich in den Mythologien fremder Völker kaum aus, aber daß sie sehr stark waren, hatte ich schon am eigenen Leib erlebt. Ich sah das

Lächeln auf Dryers Gesicht, als er sich umdrehte und an mir vorbeischnitt. Er tat so gut wie überhaupt nichts. Er schien sich nicht wehren zu wollen, sondern fügte sich in sein Schicksal, während er langsam voranschlurfte, wobei er kaum die Füße vom Boden hob.

Mit dem Fahrstuhl konnten wir nicht hoch, also mußten wir die Treppe nehmen. Um sie zu erreichen, gingen wir durch den Keller, und der war nicht gerade klein.

Pete Dryer leistete keinen Widerstand. Er ging mit gesenktem Kopf vor mir her, seine Schultern bewegten sich hin und wieder, wobei ich manchmal auch das Gefühl hatte, als würde er lachen und sich seines Sieges freuen.

Ich konnte mir auch nicht helfen. Irgendwie hatte ich das Gefühl, daß er noch nicht alle Trümpfe ausgespielt und einige in der Hinterhand behalten hatte.

Ob sich in den großen Fässern, die wir passierten, etwas befand, wußte ich nicht. Sie interessierten mich auch nicht sonderlich. Für mich waren die Lücken zwischen ihnen wichtiger, denn dort konnte sich gut jemand versteckt halten.

Im Hinterkopf dachte ich noch immer an den Mediziner, den ich schließlich verfolgt hatte und dem die Hand gehörte. Bis jetzt hatte ich nichts von ihm gesehen, und ich fragte mich, wo er sich aufhielt. Befand er sich noch im Keller, oder hatte er einen geheimen Fluchtweg genommen?

Sogg-Ra hieß der Affenteufel, der seine Opfer verschlang und sie dann wieder ausspie, denn sonst würden sie kaum in der Lage sein, für ihn zu kämpfen.

Auf diese makabre Art und Weise machte er sie zu seinen Dienern. So etwas hatte ich auch noch nicht erlebt. Man lernte in meinem Job nicht aus.

Ich wußte, daß es noch unzählige fremde Magien auf der Welt und in anderen Dimensionen gab, von denen ich noch nichts gehört hatte. Mit einer dieser Magien war ich nun konfrontiert worden.

Die Fässer ließen wir hinter uns, ohne daß ich angegriffen wurde. Es war ein seltsamer Keller, denn auf den langen Regalreihen, die nach den Fässern begannen, lag kein Staubchen. Hier wurde vom Personal oft gesäubert.

Um den Weinkeller hätte so mancher Restauräntbesitzer den Club beneidet, und auch alle guten Whiskysorten waren vertreten.

Der Gang führte bald nicht mehr geradeaus weiter, sondern links um eine Ecke. Meine Geisel bewegte sich noch immer vorsichtig. Der Mann hütete sich, eine falsche Bewegung zu machen - hatte er doch Angst vor meiner Waffe.

Vor uns sah ich die Umrisse einer Tür. Sie wurde von einer Lampe erfaßt, die über der Tür angebracht war und deren Licht schräg nach

unten fiel.

Vor der Tür blieb der Hausmeister stehen und drehte den Kopf. Seine Brille war etwas nach unten gerutscht, der Mund hatte sich verzogen, und er sagte: »Noch hast du Zeit, es dir zu überlegen! «

»Geh weiter!«

Der Hausmeister hob die Schultern und lächelte diabolisch, bevor er sich wieder umwandte und die Tür öffnete. Sie war gut geölt. Fast lautlos schwang sie zurück.

An meinem Gegner vorbei konnte ich in den Flur schauen, der düster vor mir lag.

Den Befehl, das Licht einzuschalten, brauchte ich nicht erst zu geben. Der Hausmeister drehte sich und tastete mit der Hand an der Wand entlang.

Ich hörte das leise Klicken, dann wurde es hell.

Vor uns lag eine Treppe.

Steinstufen führten nach oben. Sie waren ziemlich breit und nahmen ihren Anfang in einem kleinen viereckigen Flur, von dem einige Türen abzweigten. Ich hatte kein Interesse daran, nachzusehen, was hinter den Türen lag, ich wollte so rasch wie möglich nach oben und endlich dem verfluchten Affenteufel gegenüberstehen.

Deshalb stieß ich meinem Gegner den Waffenlauf in den Rücken. Er verstand das Zeichen und setzte sich in Bewegung.

Das Gelände befand sich an der linken Seite. Es war dunkel gestrichen und besaß einen Handlauf aus Kunststoff. An ihm hielt sich der Hausmeister fest.

Er nahm die ersten beiden Stufen. Als er auf der dritten stand, folgte ich ihm, denn ich wollte zwischen uns immer einen angemessenen und auch schußsicheren Zwischenraum lassen.

Ohne auf irgendwelche Tricks zurückzugreifen, ging er weiter, kam bis zur fünften Stufe, und dort genau blieb er stehen.

»Weiter!« drängte ich.

Er rührte sich nicht von der Stelle.

Dafür spielte er seine Trümpfe aus, und es geschah etwas Furchtbares...

In den ersten Sekunden waren die Anwesenden viel zu entsetzt, um überhaupt zu reagieren. Ohne Ausnahme starrten die Menschen auf das, was das Tuch enthüllt hatte. Stan Willard erging es nicht anders. Sein Gesicht schien eingefroren zu sein, denn mit diesem schrecklichen Bild hatte niemand gerechnet.

Der Affenteufel sah noch so aus, wie Willard ihn in Erinnerung hatte. Die vier widerlichen Arme, das graue Fell, die lange Schnauze, die mehr an die eines Krokodils erinnerte, die Glotzaugen und die beiden

Hörner, die aus dem Kopf wuchsen.

Offen stand das Maul, und zwischen den Zähnen befand sich der Kopf eines Menschen.

Ein buntbemaltes Gesicht. Streifen und Kreise waren auf die Haut gepinselt worden, verdrehte Augen und ein breiter Mund, dessen dicke Lippen vorstachen.

Daß der Kopf in dem Maul steckte, war schon schlimm genug, aber er bewegte sich dabei. Die Augen rollten, der Mund zuckte, und die Zunge fuhr hervor, um sofort wieder zurückzuschnellen, damit sie das Spiel von vorn beginnen konnte.

Das Wesen war geschlechtslos, und seine vier Arme bewegten sich, wobei sich die Klauen mit den drei Greiffingern öffneten und schlossen.

Eine ältere Frau schrie zuerst. Wie in Zeitlupe öffnete sie den Mund, bevor ihr spitzer, gellender Schrei über ihre Lippen drang.

Es war wie ein Signal.

Jetzt begannen auch die anderen mit ihren Schreien, und niemand war da, der sie stoppte. Die Panik konnte sich freien Lauf verschaffen.

Auch die Männer wurden fast wahnsinnig. Sie sprachen wild durcheinander, wollten alle auf einmal in Richtung Tür, so daß Bill und Sheila, die in der Nähe standen, sich plötzlich einer Woge aus Menschenleibern gegenübersehen. Sie konnten nicht mehr ausweichen. Hart brandeten die Leiber gegen sie.

Bill und seine Frau wurden zurückgedrückt. Der eine kannte den anderen nicht mehr, und die Panik war vollkommen.

»Seid ihr wahnsinnig?« schrie Bill in das Chaos hinein. Er riß seine Frau an sich, schützte sie mit seinem Körper und versuchte, durch eine Drehung der menschlichen Woge zu entgehen.

Er bekam einige Schläge ab, bevor er zusammen mit Sheila gegen die Wand flog.

Auf einmal übertönte der gellende Schrei einer Frau die allgemeine Panik.

Die Frau stand nahe der Tür, rüttelte an der Klinke, hatte den Kopf in den Nacken geworfen und schrie: »Abgeschlossen, es ist abgeschlossen! Wir kommen nicht raus!«

Sie hielt die Klinke nach wie vor fest, drehte sich jetzt und wandte ihr verzerrtes Gesicht den übrigen Anwesenden zu.

Ein breitschultriger Mann drängte sich vor. Sein Haar war nicht mehr so gut frisiert. Es bildete auf dem Kopf ein Durcheinander. Der Mann packte die Frau hart an der Schulter, bevor er sie von der Tür wegriß und es selbst probierte.

Er hämmerte wütend die Klinke nach unten, riß auch an ihr herum, doch er bekam die Tür nicht auf.

Andere traten gegen das Holz. Sie holten sich nur schmerzende Füße.

Die Tür blieb zu. Sie war zu stabil, und kein Holz splitterte.

Bill hatte sich mit Sheila zurückgedrängt. Sie wollten nicht in das allgemeine Chaos hineingeraten, und der Reporter sah das Entsetzen im Gesicht seiner Frau.

»Was sollen wir tun, Bill?«

Conolly war ratlos. Er dachte aber auch an Glenda Perkins und drehte sich um. Sheila zog er dabei mit.

Wie angewachsen stand Glenda auf der Stelle, hatte die Arme halb erhoben und starrte auf den grausamen Affenteufel mit der langen Schnauze eines Krokodils. Der Kopf befand sich noch immer zwischen den Zähnen, die Augen rollten, der Mund bewegte sich weiter. Es war ein schlimmes, makabres Bild.

»Glenda!« Bills Stimme übertönte den gewaltigen Lärm.

Er wurde auch gehört, denn die schwarzhaarige Frau drehte sich um.

»Moment!« sagte Bill, ließ seine Frau los und hetzte auf Glenda zu. Er wollte sie aus dem unmittelbaren Dunstkreis des Affenteufels weghaben, denn es bestand die Gefahr, daß der Dämon seine Arme ausstreckte und Glenda somit erreichte.

Bill jagte auf sie zu und riß sie an sich. »Bleib nur bei uns!« keuchte er, bevor er sie wieder losließ, so daß sie neben Sheila stehen blieb.

Waffenlos war der Reporter zu dieser Einladung gegangen. Jetzt ärgerte er sich maßlos darüber, aber es war nicht mehr zu ändern. Er hätte nie gedacht, daß es zu einer Eskalation kommen könnte. Nun aber sah er sich getäuscht und machte sich Vorwürfe.

»Was sollen wir tun?« fragte Sheila.

»Abwarten.«

»Bill, ich will hier weg! «

Der Reporter schaute seine Frau an. »Ich auch«, sagte er. »Aber im Moment ist es schlecht.«

»Dann schlag die Scheiben ein!«

Sheila hatte eine gute Idee gehabt. Bill hatte daran im Moment nicht gedacht. Er nickte und schaute sich nach einem Gegenstand um, mit dem er Sheilas Vorschlag in die Tat umsetzen konnte.

Sein Blick traf auch den Initiator des Ganzen, Stan Willard. Der machte den Eindruck, als wäre er ebenfalls von den Ereignissen überrascht worden. Wie die anderen, so zeigte sich auch Stan Willard entsetzt und geschockt.

Kreidebleich, mit hängenden Armen, unfähig, sich zu rühren, stand er noch dort, wo er seine großartige Rede gehalten hatte. Nur war jetzt nichts Großartiges mehr an ihm zu sehen. Er war überfordert. Auch ihn hatte das Grauen schlagartig getroffen.

»Ich nehme meinen Schuh«, sagte Bill und nickte entschlossen, weil er keinen anderen Gegenstand entdeckte, mit dem er die Scheibe hätte einschlagen können.

Eine Antwort der Frauen wartete er nicht erst ab, bückte sich und zog den rechten Schuh aus.

Dann hetzte er los.

In diesem Augenblick bewegte sich auch der Affendämon. Es war wirklich ein Glück, daß sich die Menschen nicht in seiner Nähe, sondern an der Tür befanden, sonst hätte der Affendämon mit seinen vier Armen auch vier Opfer fangen können.

So stand nur einer in seiner Nähe.

Stan Willard!

Willard wollte noch weg, aber er war zu langsam, denn zwei Arme schnellten plötzlich vor wie Peitschenschnüre. Der Mann hatte sich zwar noch gedreht, allerdings zu spät, denn die vier Arme griffen gnadenlos zu.

Zwei erwischten ihn, während die anderen beiden dicht an seinem Kopf vorbeiglitten.

Das alles bekam Bill Conolly mit. Er wollte noch eingreifen, warf sich auch vor, doch er kam ebenfalls zu spät. Der Affenteufel war schneller. Bevor Bill überhaupt nur versuchen konnte, ihm das Opfer zu entreißen, hatte der Dämon den Mann schon in die Höhe geschleudert und hielt ihn eisern fest.

Die vier Arme konnte er unabhängig voneinander bewegen. Das war das Teuflische.

Während zwei von ihnen Stan Willard umklammert hielten, griffen die anderen beiden nach Bill Conolly.

Das sah auch Sheila. Sie bekam Angst, rannte vor, warf sich gegen ihn. »Laß es, Bill. Du kannst ihm nicht helfen...«

»Doch, ich muß, ich...«

Ein Krachen und Splittern unterbrachen ihn. Mehreren Männern war es in einer gemeinsamen Aktion gelungen, die Tür einzudrücken. Das Holz splitterte, krachte, eine Öffnung entstand, die von zahlreichen Fäusten vergrößert wurde. Keiner wußte, aus welchem Grund die Tür nicht mehr zu öffnen gewesen war. Für die Gäste zählte allein, daß sie dem Monstrum entkamen.

Nur einer würde es nicht schaffen. Es war der Mann, der den Stein ins Rollen gebracht hatte. Er säte den Wind und mußte nun den Sturm ernten.

Willard schrie.

Die Arme standen nicht still. Sie hielten ihn umklammert und schleuderten ihn hin und her.

Willard hatte keine Chance, sich zu befreien oder befreit zu werden. Die dämonische Seite war ihm an Kräften haushoch überlegen.

Aber Bill wollte trotzdem nicht aufgeben. Er mußte Willard retten, auch wenn er keine Waffen besaß.

Sheila merkte an Bills gespannter Haltung, was in ihrem Mann

vorging. Sie versuchte alles, um ihn zurückzuhalten. »Nicht«, rief sie. »Du schaffst es nicht, Bill!«

Der Reporter schüttelte nur den Kopf.

Auch Glenda stellte sich auf Sheilas Seite. »Sie hat recht, Bill, tu es nicht, bitte!«

Der Reporter blieb stur. Er konnte nicht anders reagieren. Es ging ihm wider die Natur, mitansehen zu müssen, wie ein Mensch vor seinen Augen starb.

Von den beiden Frauen eiste er sich los. Geduckt schlich er näher, hütete sich jedoch, zu nahe an das Monstrum heranzukommen, denn die Arme waren schnell und die Krallen griffsicher.

»Laß ihn los!« brüllte Bill, womit er Willards Schreien übertönte. »Verdammt noch mal, laß ihn los!«

»Bill!« schrie Willard mit sich überschlagender Stimme und schlug dabei mit den Armen um sich. »Bitte, hilf mir. Ich werde wahnsinnig, der frißt mich, der... Uaahhhh...« Sein Schrei war grauenhaft, denn er mußte bemerkt haben, daß Sogg-Ra tatsächlich seine Drohung in die Tat umsetzte.

Den Kopf des Medizinmannes hielt er nicht mehr im Maul.

Er hatte ihn verschluckt.

Jetzt kam der andere an die Reihe.

Die Füße schob der Affenteufel zuerst in sein gewaltiges Maul. Er hatte die Klauen halb erhoben, sie unter die Brust des Mannes gestemmt, damit er ihn nicht nur festhalten, sondern auch richtig nachschieben konnte.

Willards Angst steigerte sich ins Unfaßbare. Noch hatte er die Hände frei und schlug verzweifelt um sich. Er wollte nicht sterben, nicht in dem Alter und nicht auf so schreckliche Art und Weise. Wobei er vielleicht ahnte, daß es kein Tod sein würde, sondern der Übergang zu einem anderen, schrecklicheren Leben.

Bis zu den Hüften steckte er im Rachen des Affenteufels. Sein Oberkörper schaute noch hervor, sein Gesicht war eine so verzerrte Maske, wie Bill sie selten in seinem Leben gesehen hatte.

Er versuchte, näher an Willard heranzukommen, aber auch der Affenteufel merkte dies und reagierte entsprechend.

Seine unteren Arme glitten immer wieder in Bills Richtung. Dem Reporter gelang es nur durch Sprünge und geschicktes Ausweichen, diesen Angriffen zu entkommen.

Er konnte dem anderen nicht helfen. Nicht ohne Waffe, denn an körperlichen Kräften war ihm der Dämon überlegen. In ihm steckte eine unfäßbare Kraft. Der Reporter konnte seinen Gegner höchstens mit Faustschlägen attackieren, was bei Bill ebenfalls zur Niederlage geführt hätte.

So mußte er mit ansehen, wie Stan Willard von dem Affenteufel

verschlungen wurde.

Aber Willard sollte ihm noch etwas sagen. Bill Conolly wollte wissen, woran er mit diesem Dämon war. Er schrie: »Wie kann ich ihn besiegen, Willard? Es muß eine Waffe geben. Du weißt mehr über ihn. Woher? Wo steht es? Rede!«

Zuerst schien es, als hätte der Mann die Worte überhaupt nicht verstanden. Er schrie nur, starrte Bill an, und der Reporter sah Tränen in seinen Augen, die die Pupillen ausfüllten und an den Wangen hinabließen, wo sie feuchte Streifen hinterließen. »Helft mir!« schrie er. »So helft mir doch!«

Bill schüttelte den Kopf. »Es geht nicht, Willard, verdammt, es geht nicht. Aber du kannst mir noch einen Gefallen tun. Sage uns, sage mir, wie ich diesen Teufel besiegen kann. Bitte...«

»Neiinnn!«

»Willard!« brüllte Bill. »Du mußt reden, verdammt! Du weißt mehr über ihn. Ich habe es gehört. Wie können wir ihn töten? Woher kommt er? Sag es uns!«

Plötzlich schien ein Ruck durch Willards Gestalt zu gehen. Er bäumte seinen Oberkörper hoch, die Hände ballten sich zu Fäusten, sein Gesichtsausdruck veränderte sich, und Bill erkannte, daß die sich darin abzeichnenden Schmerzen verschwanden.

»Rede!« schrie der Reporter noch einmal.

»Zu Hause. Bei mir zu... Ein Buch. Du mußt es finden, darin steht es. Das Buch... Ich...« Er konnte nicht mehr weitersprechen, denn der Affendämon stieß ein Geräusch aus, das an ein gewaltiges Schlürfen erinnerte. Es war jedoch kein Schlürfen, sondern ein Saugen, und es drang aus seinem Rachen.

Die Gestalt des Mannes begann zu zittern. Noch einmal sammelte er seine Kräfte, wollte sich aus dem geöffneten Rachen des Affenteufels schleudern, doch gegen die Kraft dieses unheimlichen Gegners kam er nicht an.

Sogg-Ra machte ein Ende.

Der gefährliche Sog packte Stan Willard und riß ihn hinein in den düsteren Rachen. Zuletzt schaute noch eine Hand aus dem Maul, dann war auch sie verschwunden, und einen Atemzug später klappte die Schnauze der Bestie zu.

Nichts mehr war von Stan Willard zu sehen, auch von dem Schädel des Medizinmannes nicht.

Bill Conolly wankte zurück. Er schüttelte den Kopf und atmete tief durch. Weiß war er im Gesicht. Auf seiner Haut lag ein Schauer, der nicht weichen wollte. Die Knie zitterten, und er atmete keuchend und schnell. Damit hatte er nicht gerechnet. Vor seinen Augen hatte das Grauen eiskalt zugeschlagen.

»Komm her, Bill!« Wie durch einen Filter gedämpft hörte der

Reporter die Stimme seiner Frau. Schwerfällig drehte er sich um, sah die Frauen zusammenstehen und stellte fest, daß sie die einzigen waren, die sich noch im Zimmer aufhielten.

»Wir müssen weg, Bill!« drängte auch Glenda.

»Ja, ja.«

Der Reporter nickte, ohne Sogg-Ra aus den Augen zu lassen. Der Affenteufel bewegte sein Maul. Die Zähne lagen jetzt übereinander. Es gab keine Schluckbewegungen, und Bill konnte sich auch nicht vorstellen, daß Sogg-Ra sein Opfer tatsächlich verspeiste. Nein, da mußte es etwas anderes geben, und dieses Rätsel war zu lösen. Mit den letzten Worten hatte ihm Willard klarmachen können, wo er nachzuschauen hatte.

In dessen Wohnung!

Bill zog seinen Schuh wieder an. Er hatte ihn bisher wie einen völlig nutzlosen Gegenstand in der Hand gehalten. Während er sich bückte, ließ er Sogg-Ra nicht aus den Augen.

Mit dem Affenteufel geschah etwas Seltsames. Zuerst streckte er sich, er reckte seine vier Arme in die Höhe, öffnete das Maul, so daß Bill in einen leeren Rachen schauen konnte, und dann schüttelte sich der Affendämon, als hätte er einen kalten Wasserguß abbekommen.

Im nächsten Augenblick legte sich ein bunter Schleier um seine Gestalt. Farbige Wirbel entstanden, die den Affendämon spiralförmig umwehten, von Sekunde zu Sekunde schneller wurden, so daß von dem Dämon so gut wie nichts mehr zu sehen war.

Nur noch ein rotierendes buntes Etwas kreiste an der Stelle, wo der Dämon gestanden hatte.

Bill, Sheila und Glenda schauten gebannt auf die Stelle, wo sich der Wirbel sekundenlang drehte und schließlich von einem Atemzug zum anderen verschwunden war.

Ein leeres Podest lag vor den Augen der drei Betrachter. Keine Spur mehr von Sogg-Ra.

Bill wischte sich über die Augen. Er fühlte sich wie gerädert und drehte sich schwerfällig zu den Frauen um.

In ihren Augen stand das Nichtbegreifen. Glenda hielt ein weißes Taschentuch in der Hand. Sie zerknüllte es mit den Fingern, ohne es wohl richtig zu bemerken.

Über Sheilas Gesichtshaut hatte sich eine kalkige Blässe ausgebreitet. Wie winzige Perlen lagen die Schweißtropfen auf ihrem Gesicht, die Augen blickten seltsam stumpf.

»Und?« fragte Glenda.

Bill hob die Schultern. Es war die einzige Antwort, die er geben konnte. Er verstand nichts. Der gesamte Vorgang war so rätselhaft, wie er selten einen Fall erlebt hatte.

Ohne ein ersichtliches Motiv hatte das Grauen voll zugeschlagen.

Aber Bill schwor sich, das Motiv noch herauszubekommen, denn auch Dämonen taten nichts ohne Grund.

»Laßt uns gehen«, sagte der Reporter. Er hob die Arme und legte sie auf die Schultern der beiden Frauen.

»Und der Affenteufel?« fragte Sheila, als die drei den Raum verließen.

»Das ist das Problem«, erwiderte der Reporter offen und ehrlich. »Ich weiß auch nicht weiter.«

Sie blieben dort stehen, wo sich die Bar befand. In diesem Raum sah es schlimm aus. Die fliehenden Gäste hatten in ihrer wilden Panik einige Sessel und Tische umgeworfen. Bis auf einen Bediensteten waren alle verschwunden.

Und der Mann schaute Bill Conolly sowie die beiden Frauen gequält und fragend zugleich an.

»Ich habe abgeschlossen«, flüsterte er. »Verdammt, ich habe abgeschlossen und weiß nicht, weshalb ich es getan habe. Da war plötzlich etwas in mir, das mir befahl...«

Bill Conolly winkte ab. »Schon gut«, sagte er. »Es ist ja alles vorbei.«

Der Mann hob die Schultern und ging davon. Nicht einmal drehte er sich noch um. An der Tür stieß er fast mit jemandem zusammen, der mit Riesenschritten in die Bar hetzte.

Es war Suko.

Er trug noch seine Motorradkluft. Allerdings hatte er die Jacke offen und den Helm abgenommen. Bill hatte ihn gebeten, Waffen mitzubringen. Daran hatte sich der Chinese strikt gehalten. Er trug sogar das Schwert des ehemaligen Dämonenhenkers. Mit ihm würden sie aufräumen.

Suko blieb stehen und schaute sich um. Er lächelte knapp, als er feststellte, daß den beiden Frauen und Bill nichts passiert war.

»Alles klar?« erkundigte er sich.

»Fast. Der verdammte Dämon ist aber verschwunden.«

»Hat es Opfer gegeben?« Suko schaute sich um. »Hier ist alles so still, wie tot...«

»Sie haben sich alle retten können«, erklärte Bill Conolly. »Bis auf einen. Stan Willard ist ein Opfer des Dämons geworden.«

»Mein Gott... Und John?«

Da schlug sich Bill gegen die Stirn. »Himmel, ihn habe ich völlig vergessen. Wir wissen nicht, was mit ihm ist — ehrlich... «

»Dann suchen wir ihn«, erwiderte Suko hart.

Es war wirklich furchtbar, was sich meinen Augen darbot. Der Arm löste sich plötzlich vom Körper des Hausmeisters. Er fiel aber nicht ab, weil sich die Finger der linken Hand am Geländer festklammerten. Da

der Arm fast waagerecht blieb, bildete er zum Handlauf des Geländers hin einen fast rechten Winkel.

Ich war entsetzt.

Viel hatte ich schon in meinem Leben gesehen. Viel Schreckliches, Grauenhaftes, Grausames, aber so etwas noch nicht. Ein Mensch ging vor mir her und verlor seinen Arm, ohne daß er sich darum kümmerte. Statt dessen stieg er die Treppe weiter hoch.

Schnell überwand ich die trennende Distanz zu dem Hausmeister, wobei mir gleichzeitig klargemacht wurde, daß ich einen Fehler begangen hatte.

Die Hand ließ den Lauf blitzschnell los, drehte sich und wollte nach mir greifen.

Ich war zu sehr auf den Hausmeister fixiert. - Deshalb reagierte ich zu spät, und die Finger bekamen mich zu fassen.

Eine kurze Berührung, dann drehte die Klaue den Stoff meiner Jacke zusammen, um mich zu sich heranzuziehen.

Ich stemmte mich dagegen und hatte Glück, daß der Stoff aus den Fingern rutschte.

Im gleichen Augenblick drehte sich der Hausmeister um.

Hatte er bisher nur seinen Arm verloren, so löste sich jetzt sein übriger Körper auf.

Zuerst löste sich das rechte Bein. Es ging ziemlich langsam. Ich bekam fast Stielaugen und sah mit an, wie es langsam zur Seite schwebte.

Auch das andere Bein blieb nicht mehr mit dem Körper verwachsen, es löste sich ebenfalls.

Nur noch der Rumpf und der Kopf schwebten vor mir. Wenn sich der Schädel jetzt auch noch lösen würde, dann...

Ich hatte den Gedanken kaum ausformuliert, als es" schon geschah. Der Kopf trennte sich vom Körper.

Beides schwebte vor mir.

Es war ein makabres Bild. Da hatte sich jemand innerhalb von weniger als einer Minute geteilt. Seine Gliedmaßen schwebten in der Luft!

Kaum zu fassen ...

Das Gesicht des Hausmeisters verzog sich zu einem Grinsen. Es kam mir vor wie ein Abziehbild des Teufels, und die Stimme des Unheimlichen fragte mit höhnischem Unterton: »Wen willst du zuerst töten? Den Kopf, das Bein, den Körper, einen Arm?«

»Deinen Schädel!« schrie ich, hob die Waffe und wollte feuern.

Der Hieb erwischte mich unter dem Handgelenk. Genau in dem berühmten Sekundenbruchteil, als ich abdrückte. Die Kugel allerdings traf nicht den Kopf, sondern hieb nach oben, wo sie in die Decke klatschte, und ich hatte ein Silbergeschoß nutzlos verfeuert.

Die Hand aber ließ nicht los. Der in der Luft schwebende Arm mußte unhörbaren Befehlen gehorchen, denn er drückte meinen Arm der Decke entgegen, und er bekam von dem zweiten augenblicklich Unterstützung. Dieser allerdings packte nicht am Handgelenk zu, sondern in Höhe des Oberarms, so daß beide Klauen zu einem regelrechten Hebelgriff ansetzen konnten.

Sie wuchteten nicht nur meinen rechten Schußarm herum, sondern auch mich.

Ich kippte ebenfalls nach hinten. Es gelang mir nicht mehr, mich auf den Stufen zu halten. So bekam ich das Übergewicht und wäre gefallen, wenn ich mich nicht selbst nach rechts geworfen hätte, wobei ich gegen das Geländer prallte, das mich aufhielt.

Die Schußwaffe konnte ich nicht mehr einsetzen, denn die beiden Hände drückten den rechten Arm mit der Beretta nach hinten, und sie bekamen noch von einem in der Luft schwebenden Bein Unterstützung.

Es trat zu. Dabei war es so schnell, daß ich nicht ausweichen konnte und den Treffer an der Hüfte kassierte.

Diesmal hielt mich das Geländer nicht mehr. Ich wurde nach vorn katapultiert. Auch mit einem Sprung schaffte ich es nicht, mich auf den Beinen zu halten, denn unglücklicherweise trat ich mit dem linken Fuß auf die Kante der letzten Stufe, bekam das Übergewicht und fiel der Länge nach hin.

Schräg krachte ich gegen die Wand. Und zwar mit der Schulter und dem Arm, der nicht von den beiden Händen festgehalten wurde. Der Aufprall schüttelte mich durch. Ich saugte pfeifend die Luft in meine Lungen und versuchte, wieder auf die Beine zu kommen, doch die beiden Klauen bogen meinen Arm so weit nach hinten, daß ich zwangsläufig mit dem Körper folgte.

Es wurde knapp.

Sosehr ich mich auch anstrengte, den Druck bekam ich nicht weg. Ich sorgte nur durch Gegendruck dafür, daß die beiden Hände mich nicht noch weiter nach hinten pressen konnten, so daß mein Arm in der Haltung blieb.

Den linken hatte ich noch frei. Nur mit ihm würde ich mich gegen die Angreifer wehren müssen.

Die Beine kamen.

Ein groteskes Bild bot sich meinen Augen, wie sie über die Treppe schwebten und genau Maß nahmen. Hinter ihnen erkannte ich den grinsenden Schädel des Hausmeisters, der über der Treppe schwebte und meine verzweifelten Bemühungen beobachtete.

Es war schlimm, denn der erste Tritt erwischte mich gleich in der Magengegend und jagte mir die Luft aus den Lungen. Den zweiten Tritt mußte ich ebenfalls nehmen. Er richtete mich wieder auf, wie

man so schön sagt, denn ich war nach vorn gefallen.

Bewußtlos wurde ich nicht, aber ich war schwer angeschlagen, atmete keuchend und krümmte mich.

Mein Gegner merkte natürlich, daß mit mir nicht mehr allzuviel los war, und er wollte es zu einem Ende bringen. Ich erwartete den nächsten Angriff der über dem Boden schwebenden Beine, doch die Attacke kam von einer ganz anderen Seite. Mein rechter Arm wurde herumgewuchtet und gegen die Wand geschlagen. Darauf war ich nicht gefaßt gewesen. Von meinen Lippen löste sich ein Schrei, der Schmerz wühlte von meiner Hand aus aufwärts, und ich mußte die Pistole fallen lassen.

Blitzschnell war ein Bein da und kickte sie weg.

Das andere trat nach meinem Gesicht.

Es war eine Reflexbewegung, mit der ich meinen linken Arm hob, Glück hatte und das Bein zu fassen bekam. Wütend schleuderte ich es herum und hörte gleichzeitig das Lachen meines Gegners. Der Mund in dem in der Luft schwebenden Schädel hatte sich geöffnet. Das Lachen war hämisch, klang triumphierend, aber auch grausam. Es sollte mein Ende begleiten, denn während ich noch mit dem angreifenden Bein beschäftigt gewesen war, hatte einer der Arme einen anderen Befehl bekommen.

Mit Schrecken sah ich, daß die Hand meine eigene Beretta, die bis gegen die unterste Treppenstufe gekickt worden war, hochhob. Vier Finger umklammerten den Griff, einer lag am Abzug.

Ich schaute in die Mündung.

Starr stand ich auf dem Fleck und erlebte das Gefühl, das bei mir immer dann eintritt, wenn ich in das dunkle Loch einer Waffenmündung schaue. Sie sah so verdammt harmlos aus, aber aus ihr konnten jeden Augenblick Tod und Verderben schießen.

Ich hielt die Luft an, mein Magen zog sich zusammen, die einzelnen Teile des Körpers kamen mir plötzlich verschwommen vor. Ich wußte, daß es die Tränen waren, die meinen Blick verschleierten.

»Ich hatte dir eine Chance gegeben!« hörte ich die Stimme des Hausmeisters. »Du hast sie nicht genutzt. Was nun geschieht, dafür trägst du allein die Verantwortung.

Der Mund hatte die Worte kaum ausgesprochen, als ich hinter dem Schädel etwas aufblitzen sah, und noch in der gleichen Sekunde peitschte der Schuß...

Ich hatte mich nicht bewegt. Aus dieser kurzen Entfernung hätte ich dem Geschoß doch nicht entgehen können. Wie die Waffe gehalten worden war, so hätte mich das Geschoß in der Brust oder im Kopf treffen müssen. Dies allerdings geschah nicht. Ich spürte auch keinen

Einschlag an einer anderen Stelle des Körpers, hörte nicht einmal das Pfeifen der Kugel oder nahm den Luftzug wahr, sondern starrte wie gebannt auf den Arm und somit auch auf die Hand, die meine Beretta hielt.

Sie hatte sich verändert.

In ihr steckte ein Dolch!

Ein geweihter Dolch - mein Dolch.

Und geschleudert hatte ihn Suko, der Chinese. Er stand hinter dem in der Luft schwebenden Schädel, am Ende der Treppe. Suko war im letzten Augenblick gekommen, hatte den Dolch geworfen, einen Treffer erzielt, und die geweihte Waffe war durch die in der Luft schwebende Hand gefahren, genau in dem Augenblick, als sich der Finger um den Abzug krümmte.

Vielleicht zwei Atemzüge war alles wie erstarrt. Dann kam Leben in Suko, und nicht nur in ihn. Außer mir reagierte noch jemand. Bill Conolly war es, der sich an dem Chinesen vorbeidrängte. Festlich gekleidet stürmte er die Treppe hinunter, aber mit seinen Händen hielt er den Schwertgriff umklammert, und er hatte die schwere Waffe hoch über seinen Kopf geschwungen, um sie im nächsten Augenblick nach unten sausen zu lassen.

Der in der Luft schwebende Schädel wollte noch ausweichen. Er sah die große Gefahr, aber so schnell war er auch nicht. Die Klinge erwischte ihn, bevor er sich bewegen konnte.

Ich glaubte, sie sogar pfeifen zu hören, so wuchtig hatte der Reporter zugeschlagen, und er teilte den Schädel in zwei Hälften.

Damit nicht genug. Bill hatte so viel Kraft in seinen Hieb gelegt, daß die Schwertklinge durch den Kopf fuhr und als nächstes noch den Rumpf zerstörte.

Auch er fiel auseinander. Die beiden Hälften kippten nach verschiedenen Seiten weg, und wie beim Kopf, den Armen oder den Beinen sahen wir auch hier keinen Tropfen Blut.

Bill Conolly, noch immer in Fahrt, fand auf den Stufen keinen Halt mehr und fiel fast die Treppe hinunter, wobei ich Angst hatte, daß er sich noch selbst mit dem Schwert verletzen konnte.

Es ging zum Glück alles glatt. Neben mir prallte er gegen die Wand und grinste.

Um die restlichen Körperteile brauchten wir uns nicht mehr zu kümmern. Das Gehirn war zerstört worden. Sie gehorchten jetzt keinen Befehlen mehr, fielen zur Seite und blieben liegen.

Ein mehr als schauriges Bild. Ich mußte mich mit Gewalt davon losreißen und mir immer wieder sagen, daß wir es hier mit keinem Menschen zu tun gehabt hatten, sondern mit einem Wesen, das nur wie ein Mensch aussah. Mehr auch nicht.

Bill Conolly atmete schnell und heftig. Er hob die Schultern und

schluckte. Dann grinste er bissig. »Verdammt großes Glück gehabt, John.«

»Und wie«, gab ich ihm recht.

»Hast du eine Erklärung?« fragte er mich.

»Nein, ich kann mich nur bei euch bedanken. Verdammt, die Sache hier hätte mich fertiggemacht. Und das für immer.«

Bill schlug mir auf die Schulter. »Komm mit hoch, uns ist allen nichts passiert.«

Ich ging die Treppe hoch und hatte dabei das Gefühl, auf Eiern zu laufen, so seltsam war mir zumute. Auch Suko reichte ich die Hand und sah dann die beiden Frauen.

Glenda fiel mir in die Arme. Ich fing sie auf, spürte ihr Zittern und merkte, wie froh sie war, daß wir alles überstanden hatten. Sheila lächelte ebenfalls glücklich, ich aber drückte Glenda von mir und lehnte mich an die Kellerwand.

»Was ist denn nun mit diesem Affenteufel?«

»Er ist entwischt«, antwortete Bill.

»Was?«

»Ja, auch Stan Willard, der ein Opfer dieses unheimlichen Dämons geworden ist.«

»Das gibt's nicht.«

»Doch, John. Ich lüge dir da nichts vor.« In wenigen Sätzen berichtete Bill Conolly mir, was sich zugetragen hatte, und ich hörte aufmerksam zu. Mir blieb nur eine Reaktion: den Kopf zu schütteln.

»Was gibt das für einen Sinn?« fragte ich verzweifelt. »Wer oder was steckt dahinter?«

»Das fragen wir uns auch«, meinte Suko.

Bill sagte: »Irgendeine schreckliche Magie, von der wir noch nie etwas gehört haben. Aber es gibt da ein Buch in Willards Wohnung, das sollten wir uns holen.«

»Wieso ein Buch?«

»Willard hat es mir in den letzten Sekunden seines Lebens gesagt, bevor das Untier ihn verschlang.«

»Hat es das wirklich?«

»Es gibt keine andere Möglichkeit, John.«

»Doch, mein Lieber. Dieser Affenteufel hat seine Opfer zwar verschlungen, aber nicht, um sie zu verspeisen, sondern um mit ihnen eine Umwandlung vorzunehmen. Alle Menschen, die bisher in seinem gefräßigen Rachen verschwunden sind, waren nicht tot in unserem Sinne. Sie kamen als Untote zurück, Das solltest du wissen. Auch der Hausmeister hier, mit dem ich in den Clinch geraten bin, das gleiche gilt für den Mediziner, dessen Hand mich im Waschaum überfallen hat...«

Bill unterbrach mich. »Mediziner hast du gesagt?«

»Ja.«

»Den haben wir gesehen. Oder seinen Kopf. Er steckte im Rachen des Affenteufels, sein Gesicht war sehr bunt bemalt, das muß er gewesen sein.«

Da gab ich dem Reporter recht. »Aber wie ist der Hausmeister in seinen Bann geraten?«

»John, ich weiß ebensoviel wie du. Und Suko noch weniger, ihn habe ich aus lauter Not angerufen.«

»Was sicher die beste Idee war, die du seit langem hattest«, gab ich zurück und hieb dem Chinesen auf die Schulter, so daß selbst Suko einknickte.

Sheila hatte einen berechtigten Einwand. »Müssen wir eigentlich hier stehenbleiben? Der Anblick ist nicht gerade erfreulich. Ich jedenfalls bin so etwas nicht gewohnt.« Sie wandte sich schauernd ab und wurde von Bill in die Arme genommen.

Sheila hatte ein wahres Wort gesprochen. Wir brauchten nicht länger zu bleiben und auch nicht innerhalb des Clubs. Was es jetzt noch zu tun gab, das würde sich sowieso nicht im Club, sondern ganz woanders abspielen.

Suko blieb bei Glenda und mir. »Weißt du eigentlich genau, worum es geht, John?« fragte er mich.

Ich schüttelte den Kopf. »Nein. Ich habe nur von diesem Affendämon gehört, das ist alles.«

»Dann bist du noch genauso schlau wie im Büro?«

»So ungefähr.«

Den Keller hatten wir verlassen und hörten vom Eingang her die Stimmen von Polizisten. Ich sah die Männer zwar nicht, konnte allerdings die Befehle und Anordnungen hören. Wie sie gesprochen wurden, das ließ Rückschlüsse darauf zu, wer hier den Ton angab.

Schon stürmten sie in die Halle. Ich wußte nicht, wer sie alarmiert hatte, jedenfalls würden sie zu spät kommen. Ich war in London inzwischen ziemlich bekannt unter meinen uniformierten Kollegen. Auch Sukos Eintritt bei der Polizei hatte sich herumgesprochen, besonders deshalb, weil er ein Chinese war und sich nicht im Streifendienst befand wie die meisten farbigen Kollegen.

»Sir!« grüßte der Streifenführer und baute sogar noch Männchen. »Wir sind so rasch wie möglich gekommen und...«

Ich winkte ab. »Sie können sich Ihre Mühe sparen, Mann. Hier gibt es für Sie nichts mehr zu tun. Aber Sie können der Mordkommission Bescheid geben.«

»Gab es Tote, Sir?«

»Einen.«

»Sollen wir nicht doch?«

Ich schüttelte den Kopf. »Der Mörder ist längst über alle Berge, mein

Lieber, wobei ich ein *leider* hinzufügen muß. Wenn irgendwelche Fragen auftauchen, Sie wissen ja, wo Sie Inspektor Suko oder mich erreichen können.«

»Ja, Sir.«

Wir verließen den Club und trafen uns auf dem Parkplatz wieder. Es war etwas kühler geworden, und die Frauen zogen fröstelnd die Schultern hoch.

Bill wollte sich einen Wagen rufen, doch dagegen hatte ich etwas. »Nein, ihr fahrt mit mir. Suko wird die Harley nehmen. Bei mir zu Hause besprechen wir, wie es weitergehen soll.«

Mein Vorschlag fiel auf fruchtbaren Boden. Glenda war ebenfalls einverstanden.

Suko wollte mit seiner Harley während der Fahrt hinter uns bleiben. Allerdings kamen wir noch nicht dazu, in den Wagen zu steigen, denn nicht nur wir hielten uns auf dem Parkplatz auf, sondern auch noch andere Gäste.

Man bestürmte uns mit Fragen. Kein Wunder, schließlich waren wir am längsten innerhalb des Clubs geblieben.

Die Antworten gaben wir nur spärlich, wenn überhaupt. Auch Bill hielt sich zurück und mußte sich dafür so manchen Vorwurf gefallen lassen.

Die Frauen waren schon eingestiegen.

Suko hockte im Sattel seines heißen Ofens und stülpte seinen Helm auf. Das Schwert hatte ich wieder an mich genommen und im Kofferraum verstaut.

Sheila schaute aus dem Fenster. »Kommt endlich! Mein Bedarf an Aufregung ist in dieser Nacht gedeckt.«

Als ich mich anschnallte, sprach ich nach hinten in den Fond, wo die Conollys saßen. »Sag mal, Bill, hast du eigentlich gewußt, was uns da erwartete?«

»Nein.«

»Ehrlich nicht?«

»Ich schwör's dir, John. Ich habe zwar aufgehört, als Willard von einem Affenteufel sprach, aber daß es so dick kommen würde, damit habe ich nicht gerechnet.«

»Okay.«

Langsam ließ ich den Bentley über den Platz dem Ausgang zurollen, wo der Bedienstete winkte.

Hinter uns fuhr Suko. Das Knattern seiner Maschine übertönte das Geräusch unseres Motors.

»Hast du schon einen Plan?« erkundigte sich Bill.

»Du warst es doch, der mir das Stichwort gegeben hat«, erwiderte ich.

»Ja, die Wohnung des Toten.«

»Eben. Dort müßten wir das geheimnisvolle Buch finden. Ich bin gespannt, ob wir tatsächlich das Rätsel lösen werden.«

»Frag mich mal.«

Der Verkehr hatte merklich abgenommen, so daß die Fahrt zu meiner Wohnung ohne irgendwelche Zwischenfälle verlief. In meinem Apartment machten uns die Frauen etwas zu trinken. Suko kam auch. Er brachte Shao mit, die nicht geschlafen und sich einen Bademantel übergestreift hatte. Sie war froh, daß wir alle gesund zusammensaßen.

Wir hockten auf der Couch und den Sesseln. Ich hatte mit ein paar Griffen noch herumliegende Kleidungsstücke weggeräumt. Im Gespräch faßten wir die Ereignisse noch einmal zusammen und kamen zu dem Ergebnis, daß wir es mit mehreren Gegnern zu tun hatten.

»Das sind dann drei«, resümierte Bill Conolly. »Der Affenteufel, dieser Mediziner und auch Willard.«

Ich gab meinem Freund recht.

»Ist der nicht tot?« fragte Sheila.

»Sicher, aber er wird zurückkommen. Der ist verschluckt worden und kommt als Untoter wieder. Furchtbar...«

Sheila schaute mich an, als ich die Worte gesagt hatte. Sie hatte eine Gänsehaut bekommen. »John, das kann ich nicht begreifen, so leid es mir tut.«

»Ich auch nicht«, gab ich ehrlich zu. »Wir werden schlauer sein, wenn wir das Buch haben.« Ich blickte Bill an, der das beschlagene Glas zwischen seinen Händen drehte. »Hast du vielleicht den Titel des Buchs gehört?«

»Nein.«

»Warst du schon mal bei Willard?«

»Auch nicht. Ich habe mit ihm keinen Kontakt gepflegt. Du weißt selbst, wie man von ihm redet.«

»Das ist leider wahr.« Ich stand auf und holte zwei gewaltige Schwarten aus einem kleinen Container. Dort bewahrte ich die Telefon- und Adreßbücher auf. »Wir werden sehen, wohin er sich zurückgezogen hat«, sagte ich und begann zu suchen.

Bill Conolly stand auf und schaute mir über die Schulter, während mein Finger über die Spalten fuhr, in denen die einzelnen Namen aufgeführt waren.

Meine Güte, es gab vielleicht viele Willards, wie ich es nie gedacht hätte. Da konnte man nur den Kopf schütteln. Auch unter Stan Willard fanden sich acht Namen.

Im Telefonbuch, das Suko an sich genommen hatte, wurden wir fündig. Willard hatte seinen Namen nicht fettgedruckt herausstellen lassen, aber die Berufsbezeichnung Exportkaufmann ließ darauf schließen, daß wir es mit dem richtigen zu tun hatten.

»Und wo wohnt er?« fragte ich den Chinesen.

»Da müssen wir ein ziemliches Stück fahren. Unten in Southfields.«
Bill pfiß durch die Zähne. »Das ist ja noch weiter als unsere Adresse, fast schon in Wimbledon.«

»Hilft trotzdem nichts, wir müssen hin«, sagte ich und klappte das Buch zu.

»Jetzt noch?« fragte Glenda.

»Natürlich.«

»Du kannst mit zu uns kommen«, bot sich Sheila an.

»Kann ich nicht hierbleiben?« fragte Glenda. »Ich könnte auch Shao Gesellschaft leisten. Außerdem bin ich dann nicht so weit von meiner eigenen Wohnung entfernt, in die ich mich allerdings nicht traue, bevor nicht alles vorbei ist.«

Shao nickte sofort heftig.

Das war also klar. Bill und Sheila machten noch aus, daß sie den Porsche nahm und in das Haus zurückfuhr. Sie wollte den kleinen Johnny nicht zu lange allein lassen.

Gemeinsam fuhren wir nach unten. Diesmal nahm Suko ebenfalls im Bentley Platz. Wir ließen Sheila zuerst hinaus, dann gab ich Gas, wobei ich mich fragte, was uns am Ziel wohl erwarten würde...

Mit dem Export, was immer man darunter auch verstand, ließ sich wohl viel Geld verdienen, denn das Haus, oder vielmehr der Besitz des Stan Willard, konnte sich schon sehen lassen. Den Rest des Weges fuhren wir über eine Privatstraße und erwarteten eigentlich, ein altenglisches Landhaus oder einen Herrensitz zu sehen. Weit gefehlt. Als sich der Wald öffnete und den Blick freigab, sahen wir auf einem künstlich angeschütteten Hügel ein bungalowähnliches Gebilde stehen, das die Form eines Weihnachtssternes aufwies.

Das Zentrum wurde von einem Kreis gebildet. Von ihm aus stachen jeweils vier Arme in alle Richtungen, wobei die Arme zum größten Teil aus Glas bestanden und mit dem Wort Zimmer umschrieben werden konnten.

Wir stiegen aus und staunten.

»Das habe ich auch noch nicht gesehen«, murmelte Bill. »Und ich bin verdammt viel herumgekommen.«

»Da kannst du dir mit deiner Hütte eine Scheibe von abschneiden.«

Bill hob die Schultern. »Was soll der ganze Protz? Zuviel des Guten ist ungesund.«

Womit er im Prinzip recht hatte. Was wir vor uns sahen, war zwar nett anzuschauen, zudem wurde es noch angestrahlt, aber mein Fall wäre es nicht gewesen.

Der Eingang lag zwischen zwei »Wohnarmen«. Eine Tür, die aus Glas und gehämmertem Kupfer bestand. Die Glaseinfassung zeigte eine

Trübung. Wir sahen dahinter allerdings einen Schatten und wurden vorsichtig.

Ich hatte Bill Conolly mein Schwert gegeben. Er legte seine Hand auf den Griff, Suko huschte zur Seite weg, nur ich blieb und sah mit an, wie die Tür geöffnet wurde.

»Wer ist da?« hörten wir eine barsche Männerstimme.

Zu unseren dämonischen Gegner schien die Person nicht zu gehören, deshalb bekam der Frager von mir eine konkrete Antwort. »Scotland Yard!« rief ich.

Der Mann drückte die Tür weiter auf und stand im Freien. Er wartete ab. Ich sah ein Gewehr in seiner Hand und erkannte an der dunklen Kleidung, daß es sich bei dem Knaben um einen Butler handeln mußte. So etwas fehlte Willard natürlich nicht.

Über einen plattierten Weg schritt ich auf den Eingang zu, während Bill und Suko mir folgten. Das Gewehr wurde nicht gesenkt. Anscheinend traute der Butler dem Frieden nicht, und ich zog sicherheitshalber meinen Ausweis. Er las ihn und nickte. »Bitte kommen Sie herein.«

Wir betraten das Haus und sahen eine runde Diele. Da der Maler Salvador Dali sich ein rundes Haus gebaut hatte und Willard ein Fan von ihm gewesen war, wir sahen es an den Bildern, hatte er sich ebenfalls eine runde Empfangshalle bauen lassen.

Unsere Schuhe versanken in einem fast weißen Teppich. Hell waren auch die Möbel. Weiches Leder, weiße Tische, nur die Hi-Fi-Anlage fiel da etwas aus dem Rahmen.

»Ich habe gehört, was passiert ist«, erklärte uns der Butler und senkte die Mündung. »Ist er wirklich tot?«

»Ja«, erklärte ich.

Das Gesicht des Mannes verzog sich, so daß auf der Haut ein Faltenmuster entstand. Er strich über sein graues Haar und schüttelte den Kopf. »Einmal mußte es ihn ja erwischen.«

»Wie meinen Sie das?« fragte Suko.

»Er hatte eben zu viele Feinde, das ist es.«

»Inwiefern?«

Der Butler lächelte. »Jetzt tun Sie so, als ob Sie es nicht wüßten. Man hat ihm oft den Tod angedroht. Bei seinen Geschäften, über die man munkelte, kein Wunder.«

Ich schüttelte den Kopf. »Der Tod Ihres Brötchengebers hat mit dessen krummen Waffengeschäften nichts zu tun. Es gibt da einen anderen Grund.«

»Nichts?« Der Butler zeigte sich überrascht. »Aber welchen Grund sollte es geben?«

»Kennen Sie den Affenteufel?«

»Dieses widerliche Monstrum? Sicher, es hat lange genug hier

gestanden. Ich war froh, als es aus dem Haus kam. Glauben Sie mir, meine Herren.«

Das konnten wir uns gut vorstellen. »Trotzdem müssen wir noch einmal auf den Affenteufel zurückkommen, denn er hat unmittelbar mit dem Tod Ihres Arbeitgebers zu tun. Es ist da die Rede von einem Buch gewesen. Wissen Sie etwas darüber?«

»Nein, Sir!«

»Sie kennen das Buch also nicht?«

»Ich sagte Ihnen doch, daß ich mich um die privaten Dinge von Mr. Willard nie gekümmert habe.«

»Aber vielleicht wissen Sie, wo das Buch unter Umständen sein könnte«, sagte Bill und trat einige Schritte näher.

Der Butler schaute den Reporter an. »Es gibt eine Bibliothek. Sie ist gleichzeitig das Arbeitszimmer. Wenn Sie da nachschauen wollen, bitte...«

»Danke sehr.«

Der Butler wandte sich um und geleitete uns auf eine Tür zu, die in der Nähe lag. Er selbst öffnete sie; so daß wir einen Blick in den langen Wohnschlauch bekamen. Der Butler schaltete auch höflicherweise das Licht ein, und wir konnten uns ein anerkennendes Nicken nicht verbeißen.

Die Bibliothek und das Arbeitszimmer bildeten eine prachtvolle Einheit. Alt und neu harmonierten hervorragend miteinander. Es gab einen modernen Computer und daneben Regale mit alten Büchern. Die waren sogar zahlreich vertreten, so daß uns eine Suche nicht erspart bleiben würde.

Wo keine Regale standen, reichten die Scheiben fast bis zum Boden. Wir hatten einen freien Blick in den dunklen Park.

Ich dachte an die Gefahr, die unter Umständen auf uns zukommen könnte, und bat den Butler, das Haus zu verlassen.

Er schaute mich an, stellte auch keine weiteren Fragen, sondern machte wortlos kehrt und ging davon.

»So, und nun können wir mit der Suche anfangen«, stöhnte Bill Conolly, wobei er langsam die Regale abschritt und den Kopf gehoben hatte, damit er sämtliche Buchrücken erkennen und die Titel darauf lesen konnte.

Suko ging zum Schreibtisch. Ein kostbares Stück aus der Zeit des französischen Sonnenkönigs. Die Platte war nicht aufgeräumt. Da lagen Schnellhefter übereinander, Notizzettel und auch Bücher. Letztere interessierten Suko besonders.

Er nahm das erste vom Stapel, drehte es herum und lachte auf.

Ich hatte mir die zweite Seite mit den Regalen vorgenommen und drehte mich jetzt um. »Was ist los?«

»Wir brauchen nicht mehr weiterzusuchen. Ich habe das Buch

gefunden.« Suko hielt es hoch, als wir uns umdrehten.

»Ein Glücksgriff«, sagte Bill.

Wir erreichten den Chinesen gleichzeitig und schauten auf den Titel. Das Buch war älter, denn Sri Lanka wurde noch als Ceylon bezeichnet.

»Götter und Dämonen auf Ceylon«, las Bill halblaut vor. »Er war in Sri Lanka. Das muß auch das Buch sein, ich sehe einfach keine andere Möglichkeit.«

Wir nickten, als Bill es aufschlug und im Inhaltsverzeichnis nachschaute.

Würden wir das Rätsel jetzt lösen?

Bills Finger fuhr die einzelnen Kapitelspalten entlang und stoppte plötzlich, so daß wir das Wort Affenmagie lesen konnten.

»Das muß es sein«, sagte auch Suko.

Der Reporter schlug die Seite 58 auf. Er klappte beide Buchhälften auseinander, und sofort sahen wir das Bild, das sich für uns schon zu einem Alptraum entwickelt hatte.

Es zeigte den Affendämon Sogg-Ra in grellen Farben. Täuschend echt war er nachgemalt worden, und in seiner Krokodilschnauze steckte ein weibliches Opfer.

»Nimm mal die nächste Seite«, sagte ich. Bill schlug um. Dahinter begann die Erklärung. Gemeinsam lasen wir, was der Autor über die gefährliche Affenmagie geschrieben hatte...

Der Butler war nicht überrascht gewesen, daß ihm die Polizei einen Besuch abgestattet hatte. Er trauerte auch nicht um Stan Willard. Der Butler dachte nur an den Job, den er verlor, und an das Geld.

Er hatte es in dem Haus, das ihm von der Architektur her überhaupt nicht gefiel, nur ausgehalten, weil sein Brötchengeber sich des öfteren auf Reisen befand. Zudem brauchte er nicht in dem Haus zu wohnen. Er lebte in einem Bau, der am Rande des Grundstücks stand und früher ein Gartenhaus gewesen war. Man hatte es umgebaut, und die drei kleinen Zimmer reichten dem Mann.

Selbstverständlich machte er sich seine Gedanken, als er das Haus ansteuerte. Er wußte nicht, wie Willard ums Leben gekommen war, doch mit rechten Dingen schien es dabei nicht zugegangen zu sein, sonst wäre die Polizei nicht gekommen. Zudem mußte es mit der seltsamen Trophäe zu tun haben, die Willard mitgebracht und vor der sich der Butler gefürchtet hatte. Sie war ihm nie geheuer gewesen, und war sie vielleicht der Grund für den Tod seines Arbeitgebers gewesen?

Darüber dachte er nach, aber schon bald verscheuchte er die Mutmaßungen und Folgerungen wieder. Was ging ihn das überhaupt alles an? Willard war erledigt und damit fertig.

Sein Haus war von der Grundstückseinfahrt nicht zu sehen. Es lag im Schatten hoher Bäume. Hier verirrte sich kaum ein Mensch hin, und wenn der Butler mal nachts über Telefon gerufen wurde, dann konnte er, um die Entfernung schnell zu überbrücken, ein Elektroauto nehmen, das ihm zur Verfügung stand.

Der Butler glaubte daran, daß die Polizisten nichts mehr von ihm wollten. Deshalb hatte er beschlossen, schon in der Nacht zu packen, denn sicherlich mußte er so schnell wie möglich das Grundstück verlassen.

Die Tür hatte er nicht abgeschlossen. Er stieß sie mit dem Gewehrlauf nach innen, trat über die Schwelle, war mit den Gedanken schon bei seiner Abreise und machte Licht.

Unter der Decke strahlte die runde Lampe hell auf. Sie erleuchtete den rechteckigen Flur und die drei Türnischen, die an zwei Seiten abzweigten.

In der rechten stand jemand.

»Hallo, George«, sagte eine Männerstimme, die dem Butler sehr bekannt vorkam.

Im ersten Augenblick wollte er schreien, dann glaubte er, sein Herz würde stehenbleiben, und eine Sekunde später verlor er sämtliche Farbe, denn vor ihm stand ein Toter.

Stan Willard war zurückgekehrt!

George, der Butler, war zum Denkmal erstarrt. Er vergaß sogar das Atmen. Nur seine Augen lebten, sie zeigten einen panikerfüllten Ausdruck.

»Sie?« keuchte er.

»Ja, ich.«

»Nein!« flüsterte George. »Das ist nicht möglich. Sie sind tot. Sie können nicht hier stehen, Sir.« Sein Gesicht verzerrte sich, und er riß das Gewehr hoch, während seine zitternden Finger versuchten, den Abzug zu finden.

»Nicht, George!«

Der Butler hörte nicht und mußte erleben, wie sein Chef plötzlich reagierte. Auf einmal löste sich ein Arm von seinem Körper, machte sich selbständig und war gedankenschnell bei dem Butler, der nicht mehr abdrücken konnte, denn mit einer kurzen Drehung hatte der andere ihm das Gewehr entrissen und hielt es so hoch, daß George nicht mehr darankam.

Den Butler packte das kalte Entsetzen. Er wagte kaum, der in der Luft schwebenden Waffe mit seinem Blick zu folgen, denn was er da zu sehen bekam war unglaublich und gehörte in ein Horrorkabinett, »Ich spinne!« flüsterte er. »Verdammt, ich drehe durch...« Er schlug die Hände vor sein Gesicht und wankte zurück, wobei er noch das leise Lachen seines Arbeitgebers hörte.

»Nein, mein lieber George, du spinnst nicht. Ich bin es in der Tat.«

»Aber Sie sind tot!«

»Bin ich das wirklich? Sieh mich an!«

Wie unter Zwang ließ der Butler seine Hände sinken und sah, daß der andere wieder normal wirkte. Der Arm befand sich dort, wo er hingehörte, nur das Gewehr hatte Willard an sich genommen, und dies bewies dem Butler, daß er sich vorhin nicht getäuscht hatte.

George fing sich nur mühsam. Verständnislos schüttelte er den Kopf.

»Warum haben denn die Polizisten vorhin gesagt, Sie seien tot?«

»Welche Polizisten?«

»Die in Ihrem Haus!«

»Sie sind gekommen?«

»Ja, zu dritt.«

Da lachte Willard. Es war ein böses, gemeines Lachen. Als er aufhörte, verzerrte sich sein Gesicht. »Es läuft ja besser, als ich gedacht habe. Sogg-Ra wird zufrieden sein, das kannst du mir glauben. Ehrlich, mein Freund...«

»Was wollen Sie tun?«

»Töten«, erwiderte Willard kalt. »Ich werde Sie töten. Alle müssen sterben...«

Der Butler vernahm die Worte. Besonders eins hallte in seinem Schädel nach.

Töten!

War Willard noch ein Mensch? Er glaubte nicht mehr daran, bei allem, was er mitbekommen hatte. Nein, vor ihm stand kein Mensch mehr, sondern eine Bestie, die töten wollte.

Auch ihn?

In den Augen des anderen las der Butler keinen Funken Gefühl. Sie strahlten eine gnadenlose Kälte aus. Unbarmherzig waren sie, der Blick erinnerte an die Schärfe von Messern.

George überlegte.

Die Tür stand offen. Und sie war nicht einmal sehr weit von ihm entfernt. Wenn er sich selbst überwand, konnte er sie mit zwei langen Sprüngen erreichen.

Noch einmal holte er tief Luft, tat so, als wollte er etwas sagen, dann stieß er sich ab und hetzte auf die Tür zu.

Willard bewegte sich nicht - oder kaum. Aber plötzlich löste sich das linke Bein, und bevor der Flüchtling sich versah, entdeckte er das schräggestellte Bein vor sich.

Ausweichen konnte er nicht mehr. Das Bein bildete eine Stolperfalle, in die der Butler voll hineinfiel. Er riß noch die Arme hoch, bevor er nach vorn katapultiert wurde und der Länge nach zu Boden schlug.

»Du bist verrückt!« hörte er hinter sich die Stimme seines Arbeitgebers. »Regelrecht wahnsinnig. Willst du wirklich so mir

nichts, dir nichts dein Leben hingeben?«

Nein, das wollte George nicht. Er spürte unter seinen Fingern das nachtfeuchte Gras, winkelte die Arme an und versuchte, sich in die Höhe zu stemmen.

Halb hoch kam er, dann war der andere bei ihm.

Und der schlug zu.

Mit dem Gewehrkolben traf Willard seinen Butler am Hinterkopf. Ein dumpfer Laut erklang, George stöhnte noch einmal, dann sank er zusammen und blieb liegen.

»Narr«, sagte Stan Willard nur. »Verdammter Narr.« Er sah jetzt wieder normal aus. Sein Bein befand sich dort, wo es auch hingehörte. Vorsichtig schaute er sich um.

Unter den Bäumen, wo die Schatten am tiefsten waren, bewegte sich etwas.

Zwei Gestalten schälten sich aus der Dunkelheit. Sie kamen lautlos auf Willard zu.

Es waren der buntbemalete Mediziner und der unheimliche Affenteufel, der Satan mit den vier Armen.

Er hatte sie vorgestreckt und bewegte die Krallen. Ein Zeichen, daß er endlich eine Entscheidung wollte. Halb offen stand die gefährliche Schnauze, das Gebiß leuchtete in der Dunkelheit.

»Sie sind da«, erklärte Willard ihnen. »Die drei Männer aus dem Club.«

Der Affendämon hörte die Worte. Dabei drehte er langsam den häßlichen Schädel und schaute dorthin, wo das protzige Haus lag und Licht durch die Finsternis schimmerte.

Der Mediziner hob seine rechte Hand. Die Klaue war verkrümmt, ihre Finger hingen nach unten. Sie hatte den Schlag gegen die Wand des Waschrums doch nicht so gut überstanden.

Willard nickte. Er fühlte sich als der Anführer, denn er kannte sich hier aus. Und niemand protestierte, als er den Anfang machte und losmarschierte.

Die anderen folgten ihm schweigend, aber voller Haß gegen die drei Opfer...

Das Kapitel über den Affenteufel begann mit einer Warnung. Der Verfasser warnte die Menschen davor, die uralten Formeln auszusprechen, die seit Tausenden von Jahren ihre Gültigkeit besaßen und von den großen, unbekannten Göttern aufgestellt waren.

»Könnten das die Großen Alten gewesen sein?« fragte Suko.

Ich hob die Schultern. »Möglich ist alles. Vielleicht sogar wahrscheinlich.«

»Lies mal weiter, Bill«, forderte der Chinese den Reporter auf.

Ich will hier nicht im einzelnen nacherzählen, was dort alles gestanden hat, denn das Kapitel war sehr lang. Es lief über acht eng bedruckte Seiten, durch die wir uns regelrecht ackern mußten. Zum Verständnis jedoch möchte ich zusammenfassen.

Woher der Affendämon kam, wußte niemand. In den Überlieferungen sprach man nur von alten Göttern und davon, daß er, der Affenteufel, in einer Höhle gelebt hätte. Tief unter der Erde war sein Versteck, wo er die Magie seiner Schöpfer konservieren konnte. Eines Tages jedoch stieg er aus seiner Höhle an die Oberwelt. Er fand sie leer und verlassen vor. Nur Krokodile lebten an und in den großen Flüssen. Als sie den Affenteufel sahen, erkannten sie in ihm einen Feind. Sie rotteten sich gegen den aus der Höhle gekommenen Dämon zusammen und verlangten seine Unterwerfung. Daran dachte der Affenteufel nicht, so daß an einer Entscheidung einfach nichts mehr vorbeiging. Es mußte ausgekämpft werden. Der Sage nach schickten die Krokodile ihren stärksten Artgenossen. Es kam zum Kampf, der drei Tage und drei Nächte dauerte. Einen Sieger gab es nicht, aber der Affendämon mußte zuletzt hinnehmen, daß aus ihm eine gräßliche Mutation geworden war. Zwar hatte er seine vier Arme behalten, aber der Schädel des Krokodils war auf seinen Schultern gewachsen. Aus dem Affenteufel wurde ein Zwitter. Nicht nur den Schädel des Krokodils hatte er bekommen, auch dessen Gebiß und dessen unheilvolle Tiermagie. Krokodile zerbeißen ihre Feinde. Von diesem Augenblick an tat der Affendämon dies auch. Jedoch vermischten sich die beiden Magien miteinander. Während der Affenteufel die Kräfte von den alten Göttern bekommen hatte, die mehr auf einer starken magischen Basis standen, war die Magie des Krokodils auf die sofortige Vernichtung programmiert. Sögg-Ra konnte, wenn die alten Zauberformeln gesprochen wurden, Tote wieder zurück ins Leben holen. Das Krokodil zerbiß sie. So kam es zu einer Einigung. Die beiden Magien bekämpften sich nicht mehr, sondern gingen zusammen. Was die Magie des Krokodils zerstörte und tötete, wurde von der des Affendämons wieder ins Leben gerufen. So konnten Menschen weiterleben, die von der Schnauze verschluckt worden waren. Der Affenteufel spie sie wieder aus, damit sie als seine Diener und in seinem Namen ein untotes Leben fortsetzten. Ob Hände, Arme, Beine, alles war prall gefüllt von der Magie des Affendämons. Sie konnte man nicht töten. Hackte man einen Arm ab, so lebte er trotzdem weiter, denn er gehorchte nur der Magie, die innerhalb des Gehirns konzentriert war.

So ungefähr lautete die Erklärung. Eine relativ komplizierte Materie, das mußten wir alle drei zugeben, und Bill Conolly war es, der die Frage stellte: »Kommst du klar, John?«

»So einigermassen.«

»Das heißt, wir müssen den Kopf zerstören, wenn wir etwas erreichen wollen«, sagte Suko.

»Aber die alten Formeln? Wo sind sie?« fragte der Reporter und

blätterte weiter im Buch, ohne sie jedoch zu finden.

»Ich glaube kaum, daß Willard darüber Aufzeichnungen besitzt«, gab ich zur Antwort. »Die waren ihm sicherlich zu brisant.«

»Das ist möglich.«

»Vielleicht sollten wir noch einmal nachsehen«, nahm Suko den Faden wieder auf. »Wir haben ja nichts zu verlieren.«

Ich ging ein paar Schritte zur Seite, blieb dicht vor der Scheibe stehen und schaute in die Dunkelheit. Das im wahrsten Sinne des Wortes. Ich konnte nämlich nichts erkennen, höchstens Schatten, die von den hohen und dichtbelaubten Kronen der Bäume erzeugt wurden. Wir aber standen im Hellen, gewissermaßen auf dem Präsentierteller, und das wollte mir überhaupt nicht gefallen.

Hinter mir hörte ich Suko und Bill sprechen, auch das Rascheln von Papier, denn die beiden blätterten das Buch weiter durch. Ich aber ging zum Schalter und löschte das Licht.

Wie ein Sack fiel die Dunkelheit auch über uns.

»He«, beschwerte sich Bill. »Was ist los?«

Ich stand noch an der Tür und rief: »Schalte lieber die Schreibtischlampe ein, schließlich müssen wir mit Besuch rechnen.«

»John hat recht«, hörte ich Suko reden. »Lassen wir es lieber, Bill.«

»Meinetwegen.« Der Reporter knipste die Leuchte am Schreibtisch an.

Das Licht war so eingestellt, daß es nur auf die Platte fiel und dort eine helle Insel schuf.

Eine seltsame Atmosphäre hatte sich innerhalb des Zimmers ausgebreitet. Sie war kaum zu beschreiben. Man konnte sie vielleicht als gespannt und gleichzeitig bedrückend bezeichnen.

Über meinen Rücken lief es kalt. Ich spürte auch den Schweiß auf meiner Stirn, der sich zu kleinen Tropfen verdichtet hatte. Irgend etwas lag in der Luft, daran ging kein Weg vorbei.

»Behaltet mal das Gelände vor dem Haus im Auge«, sagte ich mit leiser Stimme.

»Hast du etwas gesehen?« fragte Bill.

»Noch nicht, aber was nicht ist, kann noch werden.«

Ich sah einen Schatten, der durch das Zimmer glitt. An den Umrissen erkannte ich Sukos Gestalt. Der Chinese suchte sich einen besseren Standort aus, von dem er einen optimalen Überblick hatte.

Wir standen jetzt gut verteilt. Wenn jemand von uns angegriffen wurde, mußte er damit rechnen, von zwei anderen Seiten unter Beschuß genommen zu werden.

Da es sehr still wurde, hörte ich erst jetzt das Ticken der Uhr. Sie hing irgendwo an der Wand, denn gesehen hatte ich sie zuvor noch nicht.

Und dann schlug sie.

Keine dumpfen Schläge, sondern hell und irgendwie rein. Jeder Schlag klang noch nach, wobei sich in sein Echo noch der folgende mischte.

Ich warf ebenfalls einen Blick auf das Zifferblatt der alten Rolex.

Mitternacht!

Geisterstunde!

Würde sie auch für uns zutreffen? Elfmal hatte die kleine Uhr geschlagen, dann erfolgte der zwölfte, der letzte Schlag.

Aus!

Im gleichen Augenblick zersplitterte die Scheibe neben mir, und das Unheil kam über uns wie ein gewaltiger Wolkenbruch...

Die großen, starken Glasbrocken flogen in das Innere des Zimmers, prallten gegeneinander, überschlugen sich, zersplitterten weiter und fielen als gefährlicher Regen zu Boden.

Wir blieben natürlich nicht stehen, sondern wie von selbst schienen uns die Waffen in die Hände zu springen.

Suko schleuderte die Riemen der Peitsche aus der Griff Öffnung. Bill Conolly griff zum Schwert, ich hielt die Beretta in der einen und den Bumerang in der anderen Hand.

Wer hatte die Scheibe zertrümmert?

Diese Frage blieb nicht sehr lange unbeantwortet, denn dem Splitterregen folgte eine Gestalt, die nicht von diesem Erdteil stammte, sondern aus dem tiefsten Asien.

Es war der Mediziner!

Ich sah ihn, wie er das Zimmer betrat, und ich sah auch seine rechte Hand, die seltsam schief nach unten hing. Das hatte er mir zu verdanken.

Er schaute nicht nach links und rechts, ging geradeaus und bewegte sich auf den Lichtschein zu.

Ich hatte ein paar Splitter abbekommen, allerdings nicht so viele, als daß ich verletzt gewesen wäre. So konnte ich mich wie auch meine Freunde voll und ganz auf den Eindringling konzentrieren.

Dazu sollte es nicht kommen.

Die nächste Scheibe zersplitterte. Es war diejenige, bei der Suko stand. Und er hatte nicht das große Glück. Er bekam die Ladung in den Rücken. Ich sah ihn zu Boden fallen und bekam einen Schreck.

Gleichzeitig ging auch die dritte Scheibe in Trümmer. Sie bildete den Abschluß dieses seltsam langen und schmalen Arbeitszimmers, und sie war von Stan Willard, dem angeblich Toten, in Trümmer geschlagen worden. Der Mann trug noch immer seine festliche Kleidung. Hochaufgerichtet stand er inmitten der Scheiben, sein Gesicht schimmerte als weißer Fleck, und er wirkte wie der große Sieger.

Dem wollten wir allerdings einen Riegel vorschieben.

An meiner Seite hatte der Medizinmann die Scheibe zerstört. Gegenüber, wo Suko sich auf dem Boden wälzte, war der Affenteufel aufgetaucht. Und auf ihn schritt der Medizinmann zu.

Ich hatte meinen Bumerang, und ich dachte daran, daß man das Gehirn der Bestien zerstören mußte, um sie zu vernichten. Würde es auch reichen, wenn meine silberne Banane ihm den Schädel vom Körper schlug?

Ich mußte es versuchen.

Zwar hätte ich lieber auf meinen eigentlichen Feind, den Affenteufel, gezielt, doch der hielt sich in einer sehr ungünstigen Position auf und stand zudem weit im Schatten.

Ich holte aus, drehte mich ein wenig, daß ich noch mehr Schwung bekam, und schleuderte die Waffe.

Ein Strahl schien durch das Zimmer zu wischen, der sich gedankenschnell drehte und auf sein Ziel zujagte.

Er traf prächtig.

Ich hörte noch den dumpfen Aufschlag, sah einen unheimlich schnell rotierenden Kreis und erkannte, wie der Kopf des Medizinmannes wankte, zitterte und zur Seite kippte.

Der Bumerang hatte seine Aufgabe hervorragend erfüllt. Ich rechnete damit, daß er zu mir zurückkehren würde, doch der Wunsch erfüllte sich leider nicht.

Die silberne Banane jagte weiter.

Ein neues Ziel.

Der Affenteufel!

Mir blieb fast das Herz vor Spannung stehen. Sollte ich mit einem Wurf gleich zwei Gegner ausschalten können? Es wäre zu schön gewesen, um wahr zu sein.

Ich hatte nicht mit der ungeheuren Stärke und Raffinesse des vierarmigen Satans gerechnet.

Zwei seiner Arme riß er in die Höhe, und mit beiden Klauen griff er zu, bevor ihn die Waffe erreichte. Nein, sie sägte sie ihm nicht auseinander, wie ich gehofft hatte, es gelang ihm tatsächlich, den Bumerang aufzufangen.

Für einen winzigen Moment, der mir jedoch unheimlich lang vorkam, schien die Zeit einzufrieren. Ich wollte einfach nicht glauben, was ich da zu sehen bekam, und doch war es eine verdammte Tatsache. Der Affendämon hatte mir eine Waffe abgenommen, und nicht nur das, er wollte sie auch einsetzen.

Wie man das anstellte, das hatte ich ihm schließlich sehr gut vorgeführt.

Die beiden rechten Arme riß er hoch. Es sah grotesk aus, war aber sehr gefährlich.

Und er fand ein Ziel.

Nicht mich, sondern Bill, der sich abwenden wollte, um Stan Willard zu attackieren.

»Biiilllll!« Mein gellender Schrei raste durch das Zimmer und riß den Reporter herum.

Im gleichen Augenblick schleuderte der Affenteufel die silberne Banane...

Es waren schreckliche Momente, die ich durchmachte, denn Bill Conolly befand sich in höchster Lebensgefahr. Auch einem Menschen konnte der Bumerang den Schädel vom Körper schlagen. Wenn nicht ein Wunder geschah, war Bill verloren.

Es geschah zwar kein Wunder, aber vielleicht konnte man Bills Reaktion als ein Wunder bezeichnen.

Der Schrei zitterte noch in der Luft, als der Reporter von seinem eigentlichen Gegner abließ und so schnell wie selten in seinem Leben auf der Stelle herumwirbelte.

Die Waffe machte diese Bewegung mit. Er hatte das Schwert hochgestellt, die Spitze wies in die Luft, und er hielt es auch etwa eine halbe Armlänge von seinem Körper weg.

Da traf ihn der Bumerang.

Ich hörte das Klirren, als das geweihte Silber des Bumerangs gegen das Schwert hieb und sich in einem rasenden Wirbel um die Klinge drehte, wobei die Waffe einen Kreis bildete, der immer schneller rotierte, plötzlich rötlichweiß aufleuchtete und dieses Leuchten sich auf die gesamte Klinge übertrug.

Sie strahlte auch etwas von ihrer Helligkeit ab, so daß ich Bill Conollys Gesicht erkennen konnte. Es zeigte all den Schrecken und das Staunen, das der Reporter in diesen Augenblicken empfand.

Bill stand wie ein Denkmal auf dem Fleck. Die Augen hatte er verdreht und schielte an der Klinge des Schwertes hoch, das einmal Destero, dem Dämonenhenker, gehört hatte.

Jetzt nicht mehr.

Aber wie es schien, sollte es bald keinem von uns gehören, denn zwei unterschiedliche Waffen waren aufeinandergeprallt.

Eine weiß- und eine schwarzmagische.

Welche war stärker?

Ich wußte von der Stärke des Bumerangs, der im Verein mit meinem Kreuz, sogar den Schwarzen Tod erledigt hatte.

Auch durch das Schwert waren zahlreiche Dämonen gestorben. Es steckte ebenfalls voll magischer Kräfte, und nun bekämpften sich durch einen irren Zufall unsere Waffen gegenseitig.

Und das Schwert verlor...

Jeder von uns mußte mit ansehen, wie es aufglühte und wegschmolz. Es wurde kleiner, das Metall nahm die flüssige Form an und tropfte zu Boden.

»Neiinnn!« Ich hörte Bills heulenden Schrei, denn er sah ebenfalls, was dicht vor seinen Augen geschah, und er gab sich bestimmt die Schuld daran.

Mich hielt nichts mehr auf dem Platz. Ich startete, sprang über die Scherbenreste und jagte mit einem gewaltigen Satz über den kostbaren Schreibtisch.

»Laß es los, Bill!«

Der Reporter hörte mich nicht. Bis ich ihn anrempelte und hart auf sein Handgelenk schlug.

Da erst öffnete er den Griff. Das glühende Reststück des Schwertes fiel zu Boden und blieb auf dem Teppich liegen, wo auch die heißen Tropfen ihren Platz gefunden hatten und wo das geschah, was man als eine Folgeerscheinung bezeichnen konnte.

Der Teppich fing Feuer.

Das ging blitzschnell. Bill konnte ich noch zur Seite schieben. Dann riß ich auch den Bumerang an mich, dem zum Glück nichts geschehen und der auch nicht glühend geworden war. So wurde ich von Willard angegriffen.

Bei ihm lösten sich weder die Arme noch die Beine. Er warf sich mit seinem gesamten und vor allen Dingen vollständigen Körper auf mich zu, und ich schnellte aus gebückter Haltung hoch und hämmerte ihm den Bumerang quer durch das Gesicht.

Da ging einiges zu Bruch, aber das störte mich nicht. Er war kein Mensch mehr.

Der Treffer schmetterte ihn nach hinten. Halten konnte er sich nicht mehr. Er kippte zurück und fiel auf den Teppich, wo die Flammen ein regelrechtes Feuermeer gebildet hatten.

Rücklings fiel er hinein, streckte die Arme hoch und brüllte. Ja, er brüllte, denn gegen vieles war er tabu, aber Feuer, das vernichtete ihn gnadenlos. Er war schließlich nicht Xorron, dessen Panzerhaut auch Feuer widerstand.

Ich konnte auch nicht stehenbleiben, sonst hätten mich die Flammen ebenfalls erfaßt, und mir wäre es so ähnlich ergangen wie Stan Willard, der nur noch ein zuckendes, zum Teil schon schwarzes Bündel inmitten der Flammen war.

Fast stolperte ich über den Schädel des Medizinmannes, dessen Mund weit offenstand und durch meinen Tritt geschlossen wurde. Der Schädel rollte weiter und wurde von den Flammen erfaßt.

Wo befanden sich meine Freunde?

Bill sah ich draußen. Seinen Armbewegungen entnahm ich, daß er sich gegen den Affendämon verzweifelt wehrte, und ich konnte nicht

genau sagen, ob der Satan mit vier Armen ihn schon gepackt hielt.

Und Suko?

In meiner Eile hatte ich nicht gesehen, daß der Schreibtisch umgekippt worden war.

Hinter ihm tauchte Suko auf.

Wie ein Monster sah er aus, denn im Gesicht blutete er aus zahlreichen Schnittwunden. Als er grinste, wurde es noch schlimmer.

»Wir müssen weg, John!«

Ich ließ Suko den Vortritt und stürmte hinter ihm aus dem Haus. Bevor ich es noch verlassen hatte, erfaßte mich ein kalter Guß. Die Sprinkleranlage spie aus zahlreichen kleinen Düsen das kalte Wasser, um das Feuer zu löschen.

Ein wenig spät, wie mir schien. Ich tauchte in die ersten Dampfwolken ein, fand die Lücke in der Scheibe und war hindurch.

Der Affenteufel hatte sich tatsächlich zurückgezogen, griff allerdings gleichzeitig an und trieb den Reporter Bill Conolly in die Enge, der dem Dämon nicht entwischen konnte, weil der ungemein schnell wurde.

Bill stand breitbeinig, versuchte, nach rechts wegzutauchen. Der Affenteufel griff zu. Seine Krallen verhakten sich in Bills Kleidung und rissen den Reporter zu sich heran.

Wie ein Schatten war Suko da.

Da Sogg-Ra mit sich und Bill zu tun hatte, gelang es dem Chinesen, in den Rücken des Dämons zu gelangen. Noch im Sprung holte er aus und schlug mit der Dämonenpeitsche zu.

Die drei Riemen klatschten in den Rücken des Affenteufels. Was mein Kreuz nicht geschafft hatte, das erledigte die Peitsche. Sie riß den Affendämon buchstäblich entzwei.

Sogg-Ra schnellte in die Höhe. Seine Klauen öffneten sich. Er ließ Bill Conolly los, der zu Boden fiel und sich sofort wegrollte, damit er aus dem unmittelbaren Gefahrenbereich geriet.

Der Affendämon riß sein Maul auf. Er drehte sich dabei, zeigte uns seinen Rücken, und wir schauten auf eine einzige Wunde. Die Haut war abgerissen. Darunter kam etwas zum Vorschein, das wie ein graugrünes Gewürm aussah und sich bewegte.

»Noch einmal!« brüllte ich.

Und Suko hämmerte wieder zu.

Diesmal wurde Sogg-Ra an der Seite getroffen, und auch dort rissen die drei Riemen seinen Körper auf.

Er brach in die Knie.

Weit hatte er seine Krokodilschnauze aufgerissen, so daß wir seine gefährlichen Zähne sehen konnten, und Suko haute ihm einen dritten Schlag mitten auf das Maul, daß es in Fetzen davonflog.

Nichts mehr rettete den Affendämon.

Er war erledigt.

Wir sahen zu, wie sein Körper austrocknete und verging. Zum Schluß waren nur noch Reste übrig, grau in der Farbe. Mit dem Fuß ließen sie sich zertreten.

Sogg-Ra gab es nicht mehr.

Eine große Gefahr war gebannt worden.

Wie von selbst gingen wir aufeinander zu. In allen drei Gesichtern stand der gleiche Ausdruck.

Ein erschöpftes, aber freudiges Lächeln.

»Das war's dann wohl«, sagte Bill, wurde aber schnell wieder ernst, denn er dachte an das Schwert, das ich nun verloren hatte.

»John, es tut mir leid, aber...«

»Halt ja den Mund, Dicker. Lieber ein zerstörtes Schwert als einen toten Bill Conolly.«

Bill nickte. »Es freut mich, daß du so denkst...«

»Sonst wäre ich ein verdammt schlechter Freund«, erwiderte ich und schaute zum Haus hin, aus dessen zerstörten Fenstern dicke Rauchschwaden quollen.

Der Butler wurde noch rechtzeitig gefunden und mit einer schweren Gehirnerschütterung ins Krankenhaus eingeliefert. Für uns gab es nicht mehr viel zu tun. Mit einem Taxi fuhr Bill schon nach Hause. Suko und ich blieben länger, weil wir mit der Polizei noch einiges zu klären hatten.

Als wir schließlich nach Hause fuhren, ging es auf drei Uhr zu, und im Osten wurde es langsam hell.

»War das eine Nacht«, sagte der Chinese, als er sich vor der Wohnungstür verabschiedete.

»Da sagst du was«, erwiderte ich, schloß auf, ging in meine Bude und schleuderte mir die Kleidung vom Leib. Was ich jetzt brauchte, war eine Dusche.

Die Wechselbäder machten mich wieder fit, und ich spürte einen nicht gelinden Durst. Nach dem Duschen zog ich meinen Bademantel an, holte mir eine Flasche Bier aus dem Kühlschrank und wälzte mich in einen Sessel, die Beine dabei hochgelegt.

Ich dachte an Sogg-Ra, erlebte den Fall noch einmal und nahm hin und wieder einen Schluck.

Dabei war ich so sehr in Gedanken, daß ich nicht merkte, wie die Tür zum Schlafzimmer geöffnet wurde. Erst als der Luftzug mich traf, wurde ich aufmerksam, drehte den Kopf - und sah Glenda Perkins!

Himmel, an die hatte ich überhaupt nicht mehr gedacht. Klar, sie war ja noch bei mir und schien in meinem Bett gelegen zu haben.

Ich mußte wohl sehr dumm aus der Wäsche geschaut haben, denn

Glenda begann zu lachen.

»Was ist los, John?«

»An dich hatte ich nicht mehr gedacht, ehrlich.«

Sie lächelte. »Bin ich so leicht zu übersehen?«

Mein Hals wurde trocken, denn Glenda war wirklich nicht zu übersehen. In Ermangelung irgendwelcher Nachtkleidung hatte sie sich meine Schlafanzugjacke übergezogen. Sie reichte ihr bis zu den Hüften und war nur nachlässig geschlossen.

Barfuß kam Glenda näher. Neben dem Sessel blieb sie stehen und legte eine Hand auf die Lehne.

Ich stellte die Bierflasche zur Seite. Als ich mich wieder zurückbeugte, berührte meine linke Hand die Außenseite ihres Oberschenkels, und mich durchschloß ein siedendheißer Strom. Zuerst hatte ich die Hand wieder wegziehen wollen, aber ich schaffte es nicht und spürte auch den leichten Gegendruck.

»Und jetzt?« fragte ich mit rauher Stimme.

»Soll ich gehen?«

Ich drehte mich im Sessel und stand auf. Auch ich trug nur meinen Bademantel, wobei er ebenfalls ein wenig nachlässig zugeknötet war. »Ich kann ja eine junge Dame zu solch einer Stunde schlecht aus dem Haus schicken«, erwiderte ich.

Glenda nickte ernst. »Ja, das wäre schlimm.«

»Und das andere ist unmoralisch.«

»Wieso?«

»Chef und Sekretärin...«

»Das kommt in den besten Familien vor.«

»Was machen wir denn da?« fragte ich und legte schon meine Arme auf ihre Schultern.

Sie bewegte sich unter meiner Berührung so hin und her, daß es mir heiß und kalt wurde. »Ich wüßte schon einen Ausweg!« flüsterte sie, und ihr Mund näherte sich meinen Lippen.

Es kam, wie es kommen mußte, und es ging auch noch weiter. Mein Gott, wir beide waren erwachsen, hatten uns nichts vorzuwerfen und waren nicht fest gebunden.

Es erfaßte uns wie ein Rausch. Und Glenda wehrte sich auch nicht, als ich ihr »meine« Schlafanzugjacke aufknöpfte und ihr den dünnen Stoff über die Schultern streifte.

Nicht einmal einen Slip trug sie. Glenda stand vor mir, wie Gott sie erschaffen hatte.

Zum ersten Mal sah ich sie so. Es waren Gefühle, wie man sie kaum beschreiben konnte. Unsere Hände waren überall am Körper und erforschten jeden Winkel.

Ich strich mit den Fingerspitzen über die glatte Haut, spürte Glendas Lippen an meinem Ohr und hörte sie flüstern: »Ich hätte nicht

gedacht, daß ein Geisterjäger so zärtlich sein könnte.«

»Ich bin sogar noch zärtlicher.«

»Dann beweise es mir doch.«

»Nicht hier.«

Sie kraulte meinen Nacken. »Und wo?«

»Mein Bett ist sicherlich noch warm!«

»Aber nur, wenn wir uns beeilen«, sagte sie.

ENDE

[1] Siehe John Sinclair Nr. 216 »Der Ripper kehrt zurück«, John Sinclair Nr. 217

»Die Hexeninsel«

[2] Siehe John Sinclair Nr. 164 »Flieh, wenn der Würger kommt«